

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIX. JAHRGANG 1942

9.

HEFT / SEPTEMBER

Wütschke: Räume der Entscheidungen

Roß: Überall war Rom!

v. Becker: Spanisch-Südamerikas gewachsene Vielfalt

ander: Südamerika, Geopolitik eines kontinentalen Lebensraumes

Kloß: Sprachliche Landschaften Nord- und Südamerikas

Betrachtungen

Schrifttum

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

VERBUNDEN MIT DER ZEITSCHRIFT „WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT“

Herausgeber: Karl Haushofer, München O 27, Kolberger Straße 18

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, Berlin-Grünwald, Zikadenweg 10 • Ruf 93 7770

Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnweg 36 • Ruf 3742

Buchzusendungen an den Verlag erbeten

XIX. JAHRGANG / HEFT 9 / SEPTEMBER 1942

Inhalt:

Aufsätze

<i>J. Wütschke: Räume der Entscheidungen</i>	395—399
<i>Colin Roß: Überall war Rom!</i>	400—403
<i>Hans von Becker: Spanisch-Südamerikas gewachsene Vielfalt</i>	404—412
<i>Erich Sander: Südamerika, Geopolitik eines kontinentalen Lebensraumes</i>	413—422
<i>Heinz Kloß: Sprachliche Landschaften Nord- und Südamerikas</i>	423—427

Betrachtungen aus Presse und Schrifttum

<i>Karawanenwege nach Eurafrika</i>	428—429
<i>Die Rhone als europäischer Fluß</i>	429—430

Schrifttum

<i>Heinz K. Haushofer: Zur Neuordnung der Siedlung II</i>	430—433
<i>F. Niedermayer: Schrifttum über Ibero-Amerika</i>	433—434
<i>Rupert v. Schumacher: Büchertafel</i>	435—438

Angaben über die Mitarbeiter siehe am Schluß des Heftes

Preis: Vierteljahr RM 5,50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4,40 / Einzel RM 2,— / Jahrg. m. Inhaltev. RM 22,—
Gebunden (2 Bände) RM 28,— / Register u. Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke f. d. Halbjahresband RM 2,—

Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag / LUDWIGSHAFEN 12461 / WIEN 55918

Abbestellungen können nur anerkannt werden, wenn sie bis spätestens einen Monat vor Ablauf eines Vierteljahres
dem Buchhändler bzw. dem Verlag bekanntgegeben werden.

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

J. WÜTSCHKE

Räume der Entscheidungen

Unzählig sind die Versuche, die Festlands- und Ozeanräume der Erde nach bestimmten Gesichtspunkten zu gliedern und kartenmäßig festzulegen. Aber wie man auch alle diese Raumgliederungen der Erde betrachten mag, immer haftet ihnen doch etwas Äußerliches, etwas Nur-Raummäßiges an, nichts Lebendiges, nichts, was auf die wirklich raumformenden Kräfte hindeutet. Denn die Raumgestaltungskräfte kommen allein aus den Volkskörpern. Für sie sind nicht die Raumgegebenheiten, sondern die Raumerfordernisse maßgebend (O. Maull). „Lebensraum“ ist kein raumgeographischer Begriff, sondern ein Kräfte-, also ein volkspolitischer Begriff. Ein Lebensraum ist nicht starr; er ist kein durch „natürliche“ Grenzen umschlossenes unabänderliches Raumgebilde, sondern ist wandelbar in seiner Ausdehnung und in seinen Grenzen, lebendig sich erweiternd oder einschrumpfend, Zeugnis einer Volkskraft oder einer Volksschwäche. Nicht Erdkräfte gestalten die Lebensräume, sondern die Völker selbst gestalten sie unter Berücksichtigung und Ausnutzung der geographischen Gegebenheiten. In diesem Sinn „geopolitische“ Kräfte bestimmen die Lebensräume.

Eine geopolitische Großraumgliederung der Erde in Lebensräume eines oder mehrerer nach volkspolitischen Zielen und Gesinnung gleichgerichteter Völker tritt dann besonders klar hervor, wenn die vorhandenen Spannungen sich entladen und die bleibenden Kräfte über die diplomatischen Verhandlungen hinaus durch das Schwert festgestellt werden müssen. Eine wesentliche Neuordnung der geopolitischen Räume der Erde führte der erste „Weltkrieg“ aber nicht herbei. Dafür greift der jetzige eigentliche „Weltkrieg“ tief in die Raumgestaltung des Erdballs ein und läßt geopolitische Kräfte Räume der Entscheidungen entstehen.

Um eine klare Vorstellung dieser Räume der geopolitischen Entscheidungen zu gewinnen, gehen wir von einer raumpolitischen Gliederung der Erde aus, die bereits 1904 nach dem Russisch-Japanischen Kriege Sir Halford Mackinder gegeben hatte, als er auf den „geographical pivot of history“, den „geographischen Drehpunkt der Geschichte“ (s. Zeitschr. f. Geopolitik, 1941, S. 284 ff.) hinwies. Er versteht darunter den gewaltigen, den größten Landblockraum der Erde, den das damalige Rußland in Osteuropa, Nord- und Innerasien erfüllte. Ihn umschließen — man betrachte diese Raumgliederung am Globus! — zwei umfassende Raumhögen:

Der eine, der „innere Halbmond“, umfaßt die eurasischen, noch festlandverknüpften Außenräume vom atlantischen Europa über Vorder- und Südasien bis zum pazifischen Inselreich Japan. Sein äußerer „Zerrungsrand“ verläuft über das Mittelmeer, das Rote Meer, durch den nördlichen Indischen Ozean, die Südspitze Indiens berührend über das südchinesische Meer bis in die pazifischen Außengewässer Japans. Nordamerika verbleibt noch gänzlich außerhalb des geopolitischen Kräftespiels dieses inneren Halbmondes. Der andere, der „äußere Halbmond“, ist ein mehr ozeanischer als festländischer weltumspannender Bogenraum außerhalb des Zerrungsrandes des inneren Halbmondes. Er umschließt nahezu den ganzen Atlantischen Ozean von Grönland/Island bis zu einer Linie Rio-Kapstadt, ferner den Hauptraum des Indischen Ozeans und den allein in das geopolitische Kräftespiel einzubeziehenden Mittel- und Nordraum des Großen Ozeans. Afrika und Indonesien/Australien gliedern den äußeren Halbmond. Außerhalb des Halbmondes liegt die Ozeanweite des Südatlantik, des Südindischen Ozeans und des inselreichen Südpazifik; an Landräumen liegt in diesem Außenraum nur der Südtteil Südamerikas (Argentinien, Chile).

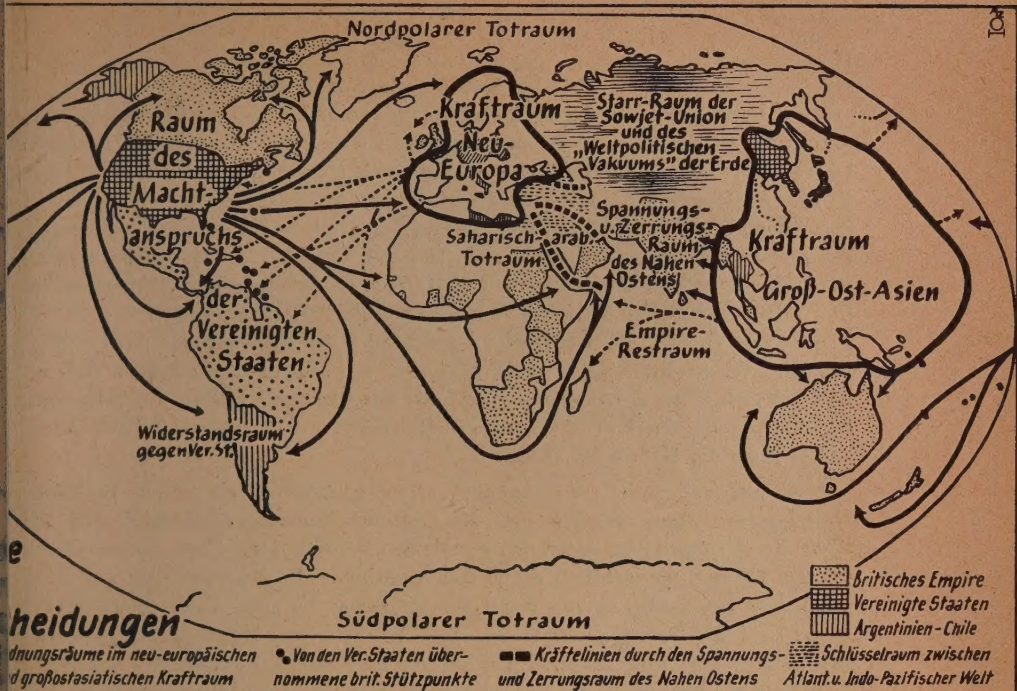
Als Mackinder sein Buch schrieb, waren völlig veränderte militärisch-strategische Anforderungen an die europäischen Heere und Kriegsflotten sichtbar geworden. Kurz vor der Jahrhundertwende hatten zwei nichteuropäische Mächte den Anspruch erhoben, kraft ihrer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Leistungen als „Großmächte“ anerkannt zu werden: Japan nach siegreicher Beendigung seines Krieges gegen China im Jahre 1895, der ihm infolge der Erwerbung Formosas die Beherrschung der gesamten ostasiatischen Inselferrkette von Kamtschatka bis dicht vor die Häfen Kantons und Hongkongs einbrachte und ihm schon damals die Anwartschaft auf Beaufsichtigung und damit Neuordnung des ostasiatischen Raumes in Aussicht stellte; und die Vereinigten Staaten von Amerika, die 1898 politisch die Grenzen ihres festländischen Lebensraumes verließen, sich die Hawaii-Inseln aneigneten, den Spaniern Kuba, Puerto Rico, die Philippinen und die Marianeninsel Guam wegnahmen und ein Jahr später einige Samoainseln erwarben. Damit waren zum ersten Male die bisher gewohnten politischen Raumbegriffe ins Weltmaß gesteigert worden: der Ring der politischen Raumbeziehungen wurde über den Großen Ozean um den ganzen Erdball geschlossen. Kurze Zeit darauf stieß zum ersten Male im pazifischen Raum eine europäische Großmacht, Zaren-Rußland, das seit 1860 am Großen Ozean Fuß gefaßt hatte, mit Japan, der einen der beiden Neugroßmächte, zusammen, indem es nach Vollendung der sibirischen Bahn japanische Ansprüche auf ostasiatisches Festlandsgebiet glaubte zurückweisen zu können; einen Versuch, den es mit seiner Niederlage 1904 bezahlte.

Das von Mackinder aus jenem erdumspannenden Kräftespiel um die Jahrhundertwende zum ersten Male erkannte „geopolitische Weltbild“ hat seine Gültigkeit im wesentlichen bis heute erwiesen, trotz des Wandels der Verhältnisse. Anknüpfend an die von ihm gegebene geopolitische Ringgliederung der Erde läßt sich jetzt folgendes Kräftespiel in den drei geopolitischen Großräumen erkennen:

1. Der Raum des nordeurasischen „Drehpunktes der Geschichte“ wurde seit der russischen Niederlage gegen Japan und dem damit zwangsweise verbundenen Raumverzicht in Ostasien ein Raum geopolitischer Starrheit, ein „geopolitischer Starr-Raum“. Nicht ein Raum geopolitischer Erstarrung! Denn seine Kräfte blieben stark genug, daß sie nach Überwindung des Schwächezustandes wieder frei werden konnten, um in den umschließenden Raum des „inneren Halbmondes“ vorzustoßen, in den hinein die russische Ausdehnungspolitik „zum offenen Meer“ ein halb Jahrhundert lang vorzufühlen versucht hatte: Dardanellenfrage, armenische Frage, Vorstöße über Afghanistan und in Ostasien.

2. Gegenüber diesem Raum geopolitischer Starrheit sind die beiden Halbmondräume Räume geopolitischer Beweglichkeit, besonders der Raum des „inneren Halbmondes“. In ihnen vollzog sich ein überaus wechselvolles Spiel der Kräfte. In ihnen liegen die geopolitischen Kraftfelder mit ihren zahllosen Spannungen und Überschneidungen der Machtansprüche, vor allem an den ozeanischen Flanken des Innenbogens, d. h. im atlantisch-europäischen und im pazifisch-ostasiatischen Kraftraum. In ihnen liegen aber auch zahlreiche geopolitische Zerrungsräume, die im geopolitischen Wechselspiel bald von der einen, bald von der andern Seite als zum Macht- und Lebensraum gehörig beansprucht wurden.

3. Der außerhalb der Bogenräume gelegene ozeanische Südraum der Erde, der an Festlandsräumen lediglich das südliche Südamerika umschließt, ist ein Raum geopolitischer Kraftlosigkeit, in dem nur gelegentlich – im wahrsten Sinne des Wortes: am Rande – für das Gesamtkräftespiel nicht entscheidende Kraftstöße hineinschnellen (deutsche Kreuzerfahrten während des Weltkrieges, Schlacht bei den Falklandinseln).



4. Die Polarräume sind geopolitische Toträume, solange sie nicht, wie das für den nördlichen schon geplant wurde, in das Verkehrsnetz einbezogen sind.

Der bisherige Verlauf des Krieges hat dieses durch vier Jahrzehnte als zu Recht bestehende geopolitische Weltbild nicht zerstört oder entwertet, ihm aber eine klarere Aufgliederung zuteilwerden lassen.

Der geopolitische Starr-Raum Eurasiens umfaßt nicht nur das von der Sowjetunion beherrschte Gebiet, sondern ihm ist hinzuzurechnen der Raum des „weltpolitischen Vakuums der Erde“ (Colin Ross), jener von Wüsten, Steppen und Hochgebirgen durchsetzte Trapezraum Innerasiens zwischen Samarkand-Hsinking-Tschungking-Lhasa, „in Raum und Zeit für uns ein Vakuum – das ganz große Unbekannte“.

Bereits die Ereignisse der Vorkriegszeit hatten den nordeurasischen Starrraum eingeengt. Seit Japan sich in der Mandchurei festgesetzt und vollends seit Gründung des neuen Staates Mandschukuo (1932), war nicht nur jede Hoffnung der Sowjetunion begraben, etwa auf den Spuren ihrer zaristischen Vorgänger bis zum Gelben Meere vorzustoßen, sondern auch der auf die japanische Binnensee zielende Stoßraum um Wladiwostok war in eine starke japanische Zange geraten. Der Plan der Sowjetunion, nunmehr durch Bolschewisierung Chinas Japan das weitere Vordringen auf dem ostasiatischen Festland abzuriegeln, ist durch Japans Eingreifen in China seit 1937 gescheitert. Seit Eintritt der Sowjetunion in den Krieg an der Seite der angelsächsischen Mächte ist nun auch im Westen ein Zurückdrängen der sowjetischen Kräfte und somit eine Einengung des eurasischen Starrraumes erfolgt. Er hat damit seine beiden, für jedes Mitwirken im geopolitischen Kräftespiel der Mächte entscheidenden Flügel-

stellungen eingebüßt; er ist selbst „eingekreist“. Die sich klar abzeichnenden, im Aufbau begriffenen Kräfteräume Neuropa und Großasien halten den Starraum ständig unter Druck. Ihm ist als einzige noch ungefährdete Verbindung mit der Außenwelt der zweifelhafte Durchgang durch den vorderasiatischen Spannungs- und Zerrungsraum frei geblieben.

Die Kriegsergebnisse seit 1939, ja bereits die politischen seit der Machtübernahme durch den Führer lassen Weg und Ziel der europäischen Neuordnung erkennen. Der Kraftraum Neu-Europa zeichnet sich ab. Seine Ordnungskräfte liegen in den Achsenmächten Deutschland und Italien, zu denen als Glieder und Teilnehmer der Neuordnung die übrigen Festlandstaaten sowie die östlichen Nebenländer des Reiches (Generalgouvernement, Ostland und Ukraine) treten. Großbritannien, durch die deutsche U-Boot- und Luftwaffe aufs stärkste in seiner Nahrungsmittel- und seiner Rohstoffabhängigkeit von Übersee gefährdet, hat sich außerhalb der Neuordnung gestellt. Das Mittelmeer einschließlich der Küstengebiete Afrikas nördlich vom Wüsten-Starr-Raum zählt, zumindest mit seinem Westteil, aber auch mit den Gestadeländern des Ostens, insonderheit mit der gegen Europa vorspringenden anatolischen Halbinsel (Türkei), zum Lebensraum Neu-Europas. Fließend ist zunächst noch die Grenze im Osten.

Nicht minder klar ist der ostasiatische Kraftraum abgegrenzt. Zu seinem Ordnungskern Japan gesellen sich die Ordnungsräume Mandschukuo und Tai-lands. Seine Abgrenzung gegen den eurasischen Festland-Starr-Raum ist, im Gegensatz zu Europa, naturbedingt durch das Ausklingen des Monsunklimas am innerasiatischen Hochlandrand von der Jünnanscharung bis zum Amur. Sein Schwerpunkt liegt bevölkerungspolitisch mit rund 500 Millionen Menschen auf dem Festland, macht- und wirtschaftspolitisch dagegen im Raum der ozeanischen Inseln vom Ochotskischen Meer bis zur Alfureensee und von der Malakkastraße bis zum Seeraum um die Marshallinseln. Durch die Ausweitung des ostasiatischen Kraft-raumes über die Philippinen und Indonesien bis Malaya, durch die Schaffung des birmesischen Vorfeldes als Sicherungsraum gegen Indien und die des Sicherungsgürtels von Timor über Neuguinea, Salomoinself bis Jalut gegen Australien und Neuseeland erhielt der großasiatische Kraftraum eine einzigartige Geschlossenheit. Der überraschend schnelle Siegeslauf der japanischen Waffen gab ihm gleichzeitig eine hervorragende Schlüsselstellung im Raum der Inselbrücke zwischen Asien und Australien und der Seedurchlässe vom Großen zum Indischen Ozean.

Japan als Ordnungsmacht hat sich damit eine beherrschende Ausgangsstellung in Richtung auf den zwischen beiden Kräträumen liegenden Spannungs- und Zerrungsraum Vorder- und Südasien geschaffen. Sein Westteil, zwischen Mittelmeer und Schwarzen Meer einerseits und Arabischem Meer andererseits, ist geopolitisch wichtiger als der indische Ostteil. Vom atlantischen zum indopazifischen Raum durchziehen ihn Kräfteleitlinien in Gestalt von Verkehrs- und Wirtschaftsanlagen. Die nördliche Leitlinie durch die Kura-Tiflissenk vom Schwarzen zum Kaspischen Meer stößt im Osten freilich auf den turanischen Wüsten- und Steppenraum; aber die Ölleitung Baku-Batum sichert ihre geopolitische Bedeutung. Die zweite Kräfteleitlinie geht von der Syrischen Küste zum Persischen Golf. Verkehrspolitisch bildet sie den „trockenen Weg“ vom Mittelmeer durch den Nahen Osten. Der englische Plan einer zweiten „Bagdadbahn“, etwa von Haifa nach Bagdad oder Basra, der Ausbau gleichgerichteter Kraftwagenstraßen, die in ihr Gebiet fallende doppelsträngige irakisch-syrische Ölleitung, endlich die Luftfahrtslinien kennzeichnen die Bedeutung dieser sich zu einem „Korridor“ ausweitenden Kräfteleitlinie. Die dritte Leitlinie ist der Suezkanal mit den beider Vorhöfen Mittelmeer und Rotes Meer. Seit Indien in der britischen Weltpolitik eine entscheidende Bedeutung erlangt hat, seit Rußland durch Vorstöße aus der Beengtheit seiner

Festlandgebundenheit Auswege durch die Dardanellen, über Armenien und durch Iran zu den südlichen Meeren suchte, seit Deutschland um die Jahrhundertwende sich neue Wirtschaftsräume über die Türkei zum Persischen Golf (Mesopotamien) erschloß, ist dieser „Zwischenerdteil“ des Nahen Ostens zur „weltpolitischen Schnittfläche“ (O. Dix), zum Schlüsselraum zwischen der atlantischen und indopazifischen Welt geworden.

Der Ostteil dieses Spannungs- und Zerrungsraumes „im Gelenk“ der atlantischen und indopazifischen Welt, Indien, hat, seit es in britischer Hand ist, im Zuge der weltpolitischen Bewegungen keine Rolle spielen können. Aber der aufwühlende Vorstoß Japans, die Bedrohung zu Lande aus dem bezwungenen birmesischen Vorfeld heraus und die Bedrohung der indischen Seeverbindungen bis an die Zufahrtswege zum Persischen Golf und Roten Meer gliedern auch Indien in den Spannungs- und Zerrungsraum ein.

Was von dem einst geschlossenen „India-Meerreich“ Großbritanniens mit seinen umrandenden Landblöcken vom Kap bis Kairo, von Kairo bis Kalkutta, von Kalkutta bis Kanberra nach Herausbrechen Birmas, Malayas, Singapurs und Indonesiens, nach Vernichtung des ostasiatischen Vorpostens Hongkong und nach Sperrung des Hauptzufahrtsweges durch das Mittelmeer noch übriggeblieben ist, ist ein Restraum des Empire, der nur noch lose und unvollkommen über den Kapweg mit dem Mutterland zusammenhängt. Die von den Achsenmächten erreichte Mittelmeersperre wird verstärkt durch den sich südlich anschließenden saharisch-arabischen Sperr- und Totraum. Den wirtschaftlich wertvollsten Hauptteil Afrikas wertet England freilich nach dem Raub der deutschen und jetzt der französischen und belgischen Kolonien als einen wertvollen Ersatz für den in Südostasien eingetretenen Verlust. Es fragt sich nur, wieweit ihm hier die Vereinigten Staaten in Zukunft freie Hand lassen.

Denn der Raum des Machtanspruchs der Vereinigten Staaten beschränkt sich nicht nur auf das Festland Amerika, sondern greift nunmehr im Augenblick der Schwächung der atlantischen Staaten Europas einschließlich Englands auch über den Atlantik. Gleich gierigen Polypenarmen umklammern sie Grönland, recken sich über Island zu den verbündeten Sowjets, begehren die Azoren, greifen hinüber nach Dakar und Guinea und umschließen Afrika bis an die Tore des Roten Meeres und Persischen Golfes. Der entsprechende Umklammerungsgriff nach der pazifischen Seite, bereits um die Jahrhundertwende begonnen, der Ostasien und Indonesien ein ähnliches Schicksal bereiten sollte, ist von Japan in hartem Zupacken abgewehrt. Umso stärker ist die Begehrlichkeit nach Kanada einerseits und über die mittelamerikanische Landbrücke und Antilleninselbrücke nach Südamerika andererseits, wobei die von England erworbenen Stützpunkte eine ausgezeichnete Verbindungsklammer bilden. Lediglich Argentinien und Chile – der einzige größere Landraum außerhalb des oben gekennzeichneten „äußeren Halbmondes“ – setzen dem Machtanspruch der Vereinigten Staaten ernsthaften Widerstand entgegen. Sie sind Widerstandsräume, die vielleicht einst auf dem Gegengestade des Atlantik in Südafrika ein Gegenstück finden.

Es gibt keine endgültige Machtgliederung des Erdballs; die von der Kraft der Völker getragenen Staaten sind in ihrer Machtstellung wandelbar. Aber die aus der Unterdrückung imperialistisch-kapitalistischen Zwanges sich befreienden jungen, in ihrem völkischen Leben sich kraftvoll erneuernden Staaten der Achsenmächte und Japans haben den geopolitischen Kraftfeldern und Spannungsräumen der Erde eine neue Form gegeben.

COLIN ROSS

Überall war Rom!

Rassisch-räumliche Gegebenheiten Nordafrikas

Sollte jemand, der das Forum in Rom gesehen, jedoch nichts von Geschichte weiß, nach Karthago kommen, er müßte es für ein zweites, wenn auch wesentlich kleineres Rom halten. Und auch wer die Geschichte dieser Stadt in allen ihren Phasen kennt, ist beim ersten Anblick versucht auszurufen: „Das soll Karthago sein? Das ist ja eine römische Stadt!“

Nicht darüber ist man erstaunt, von der Stadt Didos und Hannibals so wenig mehr anzutreffen. Das weiß man ja noch aus der Geschichtsstunde, daß die Römer gründliche Arbeit gemacht; über die bis auf die Grundmauern niedergebrannten Häuser ging der Pflug. Nein, die große Überraschung ist, daß die Römer auf diese von ihnen selbst auf ewig verfluchte Stätte eine zweite, und zwar so große Stadt aufbauten. Seit Stunden fahre ich zwischen den Trümmern umher, vom Theater zu den Thermen, vom Jupitertempel zum Zirkus, vom Amphitheater zu den Zisternen. Ich stehe auf Mosaikfußböden und schaue zwischen den Säulen eines Perystils aufs Meer. Überall ist Rom!

Überall ist oder vielmehr war Rom: das ist einer der stärksten Eindrücke, die man aus Nordafrika mit nach Hause nimmt. Von Sala am Atlantischen Ozean über Volubilis, Caesarea, Thysdrus, Leptis Magna und darüber hinaus führt die lange Reihe römischer Städte. Gewiß, rings um das Mittelmeer stößt man auf die Spuren des alten Rom, und doch haben sie mich nirgends so stark beeindruckt wie gerade in Afrika. Ich glaube, der Grund liegt in folgendem: In Italien, in Spanien, in Frankreich oder Deutschland ging die römische Kultur zwar unter, aber sie ging gleichzeitig über in eine neue, wenn auch erst langsam entstehende. So sind das Kolosseum in Rom oder die Porta Nigra in Trier zwar eindrucksvolle Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit, aber sie sind weder zeitlich noch räumlich isoliert. Sie sind gewissermaßen in Geschichte wie Stadtplan ihres Standortes eingebaut. Trotz Völkerwanderung und dem „Untergang Roms“ ist der geschichtliche Ablauf nicht plötzlich abgerissen, sondern weitergegangen, und im gewissen Sinne hat das Imperium Romanum bis auf unsere Tage nachgewirkt. In Afrika aber trifft man auf die Trümmerfelder großer reicher Städte mit Theatern, Tempeln, Thermen und Triumphbögen, die sich tot und verlassen aus völlig leerer Wüste oder Steppe erheben. Die blühende Kultur, nicht nur einer Stadt, sondern eines ganzen Landes, eines Kontinentes kann man beinahe sagen, ging plötzlich zu Ende, nicht etwa durch ein Naturereignis wie in Pompeji und Herkulanum, sondern durch menschliche Gewalt. Oder soll man sagen, durch menschliche Ohnmacht? Denn: Die Araber zerstörten die römischen Städte Afrikas nur deshalb, weil sie bereits tot oder kraftlos waren, ehe noch die Reiter Allahs die Brandfackel an sie legten.

Ist es die eine große Überraschung in Afrika, daß Rom hier einmal derart groß und mächtig war, so ist die zweite, daß die arabische Invasion hier derartige Verwüstungen anrichten konnte; denn Rom herrschte in Afrika beinahe sechs Jahrhunderte; rechnet man die byzantinische Zeit einschließlich des vandalischen Zwischenspiels dazu, so sind es sogar über acht, d. h. länger als Karthago blühte. Und

nicht viel mehr ist geblieben als einige latinisierte Ausdrücke in der Berbersprache, eine Erinnerung an römische Bauweise im Grundplan der Häuser und die imposanten Ruinen. Ging an Rom selbst Scipios Fluch in Erfüllung, weil es sich nicht an seinen eigenen Spruch hielt und Karthago wieder aufbaute?

Allerdings ließ man eine ganze Weile verstreichen, ehe man sich an den Wiederaufbau Karthagos heranwagte; der Senat verhielt sich nach dem Sturz der punischen Macht gegenüber der Ausdehnung des Imperiums auf afrikanischem Boden zunächst durchaus ablehnend. Das karthagische Gebiet mußte man freilich wohl oder übel annektieren. Man begnügte sich zunächst jedoch mit dem kleinen Landstrich, den Karthago vor Beginn des dritten Punischen Krieges besessen. Er wurde durch die „Fossa regia“ begrenzt, einen Graben, der von Tabarka im Norden bis nach Sfax im Süden führte. Dieses Territorium wurde unter dem Namen „Africa“ römische Provinz. Die Verwaltung wurde einem Prokonsul übertragen, die punischen Ländereien zu Staatsdomänen erklärt, im übrigen überließ man die Stätte und Gemeinden ziemlich sich selber. Die Bevölkerung blieb punischer Sprache und Sitte treu; die „Römer in Afrika“ bestanden zunächst in der Hauptsache aus Beamten und Offizieren, von etwa 300 Kaufleuten und Bankiers abgesehen, die vor allem in Utica ihren Sitz hatten, wo auch der Prokonsul residierte. Das ganze übrige „Afrika“ nahm man nur in indirekte Verwaltung; man überließ es Numiderfürsten und Berberkönigen, die, punischer Tradition folgend, unter römischen Schutz gestellt wurden. Im Grunde ist es im heutigen französischen Nordafrika nicht viel anders. Auch hier wurde das von den Franzosen zuerst eroberte nordalgerische Gebiet zu Departements erklärt, also zur französischen „Provinz“ gemacht, während das übrige „Protektorat“ ist; dabei scheint die Entwicklung in der gleichen Richtung zu streben wie in römischer Zeit, d. h. daß man notgedrungen die indirekte Herrschaft immer mehr durch direkte ersetzen muß.

Auch der Kampf um den Boden, das Zurückdrängen der Eingeborenen von dem guten Acker auf den schlechten zugunsten der fremden Siedler, das Bestreben zur Bildung von Domänen und großen Gütern, die von einheimischen Landarbeitern bestellt werden, war damals nicht viel anders als heute. Rom dehnte mit der Zeit seine direkte Herrschaft immer weiter aus, wie auch die Latinisierung von Sprache, Religion und Sitte unaufhaltsam fortschritt. Dabei blieb jedoch die Zahl der Römer oder auch nur Italer, die sich in Afrika für dauernd niederließen, gering. Die allmählich immer zahlreicher nötig werdenden Verwaltungsposten wurden in der Hauptsache mit latinisierten Berbern besetzt, wie sich auch die in Afrika stehenden Truppen immer stärker afrikanisierten. Bei diesen ist die Ähnlichkeit mit den heutigen Verhältnissen wie auch mit denen aller dazwischenliegenden Epochen am verblüffendsten. Ob die in Afrika stehenden Formationen „Phalangen“ heißen, „Legionen“ oder „Regimenter“, ob sie unter Adlern, Roßschweifern oder Fahnen kämpfen: Ihre Masse besteht durch die Jahrtausende hindurch stets aus Berbern und fremden angeworbenen Söldnern. Die Spahis von heute haben genau so in den leichten numidischen Reitern ihr Vorbild wie die deutschen oder Schweizer Fremdenlegionäre in den balearischen Schleuderern Karthagos oder den Galliern, die in der III. Legion dienten. Diese III. Legion spielte einst im römischen Nordafrika die gleiche Rolle wie die „Légion étrangère“ im französischen. Sie eroberte und sicherte Afrika für Rom, sie baute Straßen und Brücken. Und besucht

man das französische Legionslager von Sidi Bel Abbes, so könnte man wähnen, es sei dem altrömischen von Lambaesis nachgebildet, wie auch die ausgesiedelten Fremdenlegionäre genau so abgefunden und angesiedelt werden wie seinerzeit die Veteranen. Die III. Legion bestand zu Beginn der Okkupation nicht aus Römern, sondern, von den Offizieren abgesehen, in der Hauptsache aus Galliern. Mit der Zeit rekrutierte sie sich mehr und mehr aus Orientalen, ja selbst aus Afrikanern. Bahnt sich eine ähnliche Entwicklung für die französischen Fremdenregimenter an, die heute auf das deutsche Element verzichten müssen, das bisher den Kern ihrer Kampfkraft ausmachte? Jedenfalls afrikanisiert sich auch die französische Okkupationsarmee immer mehr, genau wie seinerzeit die römische. In der gleichen Weise steigen die einheimischen Berber immer stärker in die Führerstellen auf. Damit ergeben sich die gleichen Gefahren. Ein Jugurtha, der einen der gefährlichsten Aufstandskriege gegen Rom führte, hatte im römischen Heer gedient. Er war unter Scipio Offizier gewesen und hatte vor Numantia nicht nur die Stärke der römischen Kriegskunst studiert, sondern auch die Schwächen der Heeresverfassung kennengelernt, insbesondere die bereits eingerissene Korruption im Offizierskorps. Das droht sich in der heutigen Epoche Nordafrikas zu wiederholen. Die gefährlichsten Führer gegen die europäische Herrschaft gingen aus französischen beziehungsweise spanischen Diensten hervor. In einem Abd el Kader, einem Abd el Krim erstand Jugurtha neu.

Solche Parallelen und Analogien ergeben sich nicht nur auf politisch-militärischem Gebiet, sondern auch auf wirtschaftlichem und kulturellem. Sie sind für uns das Wesentliche. Wie die Geschichte Nordafrikas im einzelnen verlief, wie die verschiedenen Herrscher hießen, wie sie bald mit den Okkupationsmächten fochten, bald gegen sie, wie die zahlreichen nationalen Aufstände ausgingen, ist verhältnismäßig gleichgültig. Das Entscheidende ist vielmehr, daß wir eine klare Vorstellung von den räumlich-rassischen Gegebenheiten unserer mediterranen Gegenküste bekommen, um sie für die historische Gesamtschau des Mittelmeerraumes richtig einzusetzen. Tun wir das, so verstehen wir eher, warum in Afrika wenig von Rom blieb, obgleich überall Rom war, warum die sechs bis acht Jahrhunderte römischer Herrschaft so wenig nachhaltig waren, daß allerorten nur noch die Steine für seine einstige Größe zeugen. Als die Araber einbrachen, ließen sich die Berber eben genau so rasch entromanisieren wie sie sich hatten entpunisieren lassen. Dazu kommt noch, daß das berberische, und somit im Grunde europäische, Afrika an das asiatische grenzt. Ägypten hat kulturell von je eine Sonderstellung eingenommen. Weder Alexander noch Cäsar noch Antonius gelang es, sie zu beseitigen. Die Grenze zwischen Abend- und Morgenland von jeher verläuft durch Tripolis. Über diese Grenze trugen bereits Phöniker und Punier die Orientalisierung gen Westen vor; nach der abendländischen „Reconquista“ durch Rom fand der neue Vorstoß des Morgenlandes unter dem Halbmond natürlich den Boden bereits vorbereitet. Der Hauptgrund aber, warum die abendländisch-europäische Einwirkung Roms in Afrika so wenig nachhaltig blieb, liegt in der zur Zeit der Okkupierung Afrikas bereits eingesetzten Entrömisierung, ja Enteuropäisierung des Römischen Reiches. Aus einem römisch-italischen Nationalstaat wandelte sich das entstehende Imperium in einen mediterranen, d. h. nicht nur stark hellenistischen, sondern sich auch mehr und mehr „orientalisierenden“ Bundesstaat und Kulturkreis. Dabei müssen

wir uns allerdings klar sein, daß der Begriff „Orient“ und vor allem der Gegensatz „Abendland—Morgenland“ erst durch Islam und Arabereinfall geschaffen wurden.

Zwischen den beiden letzten Punischen Kriegen lagen ja auch die beiden mazedonischen Feldzüge. Durch diese wurde zwar mit der Einverleibung der gesamten Balkanhalbinsel Roms Macht weit gen Osten vorgeschoben; gleichzeitig aber wanderte umgekehrt der geistig-kulturelle Einfluß von Hellas nach Westen. Das machte sich natürlich auch in dem eben erst annektierten Nordafrika geltend; es förderte nicht gerade dessen Latinisierung, wenn das römische Herrenvolk sich selber hellenisierte, wenn Griechisch als die Sprache der Gebildeten neben Latein trat und sich sogar eine afrikanische Latinität herausbildete. Zu dem wachsenden hellenistischen Einfluß auf kulturellem Gebiet trat der zunehmende orientalische auf wirtschaftlichem. Mit auf Betreiben der römischen Kaufmannschaft hatte man soeben die beiden Konkurrenten Korinth und Karthago von Grund aus zerstört, gleichzeitig aber drangen durch eben diese Öffnung und Einverleibung des Orientes östliche Kaufleute, vor allem Syrer und Hebräer überall in römische Gebiete und Geschäfte ein. Auch das wirkte sich natürlich in Afrika aus, das gerade einem großen wirtschaftlichen Aufschwung entgegenging, indem es zur Kornkammer Roms wurde.

Die wirtschaftliche Blüte und Leistungsfähigkeit Nordafrikas in römischer Zeit ist von manchen Geschichtsforschern angezweifelt worden unter Hinweis darauf, daß seine landwirtschaftlichen Möglichkeiten damals wie heute durch die verhältnismäßig geringen Niederschlagsmengen begrenzt sind. Dem ist entgegenzuhalten, daß die eigentliche „Provinz Afrika“, also das heutige Tunesien, bereits unter den Puniern landwirtschaftlich außerordentlich entwickelt war. Dazu kamen die wahrhaft großartigen Bewässerungsanlagen der Römer. In Karthago, in Constantine, in Volubilis, überall stößt man heute noch auf die Überreste gewaltiger, viele Kilometer langer Aquädukte, die nicht nur der Wasserversorgung der Städte, sondern auch der Bewässerung der Felder dienten. Schließlich darf man auch die Produktion nicht mit dem heutigen, man muß sie vielmehr mit dem damaligen Konsum messen. Selbst heute erhält Frankreich aus seinen nordafrikanischen Besitzungen einen sehr wesentlichen Getreidezuschuß. Damals handelte es sich nur um Rom, das zeitweise zwei Drittel seines Getreidebedarfs aus Afrika deckte. Zu der Versorgung mit Getreide kam die mit Öl und Wein. Wie erheblich diese gewesen sein muß, ergibt sich nicht nur aus den zahlreichen in Ostia gefundenen Ölkrügen, die afrikanische Firmenstempel trugen. Man braucht nur einmal von Tunis über Sousse nach Sfax durch die endlosen Olivenhaine zu fahren, um einen kleinen Begriff von den landwirtschaftlichen Möglichkeiten dieser Landstriche zu bekommen; sie sind heute längst noch nicht auf die Höhe der römischen Zeit entwickelt. Schließlich sprechen ja auch die zahlreichen Städteruinen mit ihren Theatern und Zirkussen für Tausende und Zehntausende von Zuschauern eine beredte Sprache für den Wohlstand, der hier unter Roms Adlern geherrscht haben muß.

Allerdings kam all dieser Reichtum nur einer begrenzten Zahl von Großgrundbesitzern und Großkaufleuten zugute. So kamen zu den immer unter der Decke vorhandenen nationalen Spannungen noch soziale. Als dann mit dem Christentum auch noch religiöse Gegensätze auftraten, erschütterte ein seltsames Gemisch von nationalen, sozialen und religiösen Unruhen das staatliche Gefüge des römischen Afrika, so daß es vor den Vandalen fast widerstandslos zusammenbrach.

HANS VON BECKER

Spanisch-Südamerikas gewachsene Vielfalt

Das spanische Kolonialreich wurde in Mittel- und Südamerika in wenigen Jahrzehnten von anderen Mächten ungestört errichtet. Nur die zufällige Entdeckung des südamerikanischen Nordostens durch den auf Ostindienfahrt um Afrika durch Passatstürme nach Westen verschlagenen Portugiesen Cabral führte zur Gründung Brasiliens. Es nahm eine so ganz andere Entwicklung, daß vorliegender Aufsatz sich auf die dem spanischen Kolonialreich entwachsenen Länder beschränkt.

Kulturelle Verhältnisse des vorkolumbischen Südamerika

Die „Conquistadoren“ betraten verschiedenst geartete Kulturbereiche. Von Mittelamerika bis zum heutigen Ecuador erstreckte sich im Bereich der Anden eine Reihe von kultivierten, zumeist von Priesterfürsten beherrschten Kleinstaaten: die Chibchaländer. Kein amerikanisches Kulturvolk erreichte die Meisterschaft der Chibcha in der Bearbeitung des Goldes und seiner Legierungen mit Kupfer. Sie züchteten das einzige Großhaustier Amerikas, das Tapir, zu Schlachtzwecken. Der große Goldreichtum und die seltsamen kultischen Gebräuche, die die ebenso beutegierigen wie fanatischen Glaubenskämpfer Kastiliens zur Eroberung trieben, führten zur schnellen Zerstörung der Chibchastaaten.

Im Gebiete des heutigen Ecuador hatte sich eine eigene Kultur entwickelt, deren Hauptträger die Cara waren. Erst in später Zeit, um 1450 etwa, fiel dieses Land unter inkaische Herrschaft.

Das große, verwaltungstechnisch außerordentlich entwickelte Reich der Inkas von Cuzco war nicht alt; die Überlieferung nennt nur zehn Herrscher dieser Dynastie. Das Kulturgut zeigt augenscheinlich den Einfluß verschiedener älterer Kulturen, deren ethnische Träger sich trotz der Völkervermischungs- und Versetzungspolitik der Inkas zum guten Teil erhalten hatten. Das alte Tiahuanaco — südlicher Hochlandskern einer historisch kaum bekannten Kultur — lebte weiter und lebt heute noch in den Aymaras. Geringe Teile wurden zwar sprachlich dem Quechua assimiliert, aber der Charakter dieser harten Gebirgsmenschen änderte sich nicht.

Längs der regenlosen Westküste — von Ancon bis Tumbes — hatten sich entlang der kurzen Flußläufe, die aus der Kordillere fließen, eigentümliche Kulturen entwickelt, vielleicht die ältesten Südamerikas. Die Bewohner dieser kleinen Staaten — Moche, Nasca, Chimu und vieler anderer — waren große Bewässerungstechniker, Künstler der Keramik und Weberei, führten Kriege in seltsamen Uniformen, trieben Fischfang und Handel auf Segelflößen, den einzigen seetüchtigen Wasserfahrzeugen, die Amerikas Kulturvölker erfunden hatten, und kannten Kupfer- und Goldguß. Die wachsende Inkamacht brachte diese Miniaturanalogien zum Reich der Pharaonen in ein Vasallenverhältnis zu Cuzco. Die nördlichsten Staaten wurden erst von Huayna Capac, dem vorletzten Inkaherrscher, gleichzeitig mit den Völkern Ecuadors unterworfen, nachdem das größere Chimureich anscheinend einige Jahrzehnte vorher gefallen war.

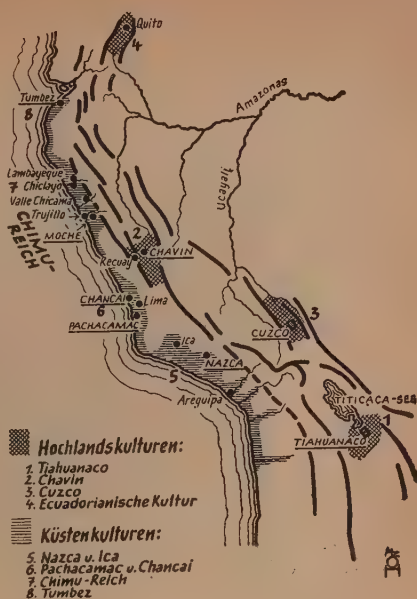
Den Hochkulturgebieten schloß sich im Süden eine Region einfacherer ackerbau-treibender Völker an, die von den Kulturzentren des peruanischen Andengebietes stark beeinflusst waren: die Diaguita (Calchaquies) im heutigen Nordargentinien

und die Araukaner des heutigen Chile. Die Ersteren standen in den letzten Jahren vor der Entdeckung unter der Herrschaft von Cuzco, die letzteren hatten mit demselben kriegerischen Geist, der sie später jahrhundertlang gegen die Spanier kämpfen ließ, ihre Freiheit gegenüber inkaischen Invasionsversuchen bewahrt.

Außerhalb des Anden-Ostrandes, in den von der Hyläa, dem tropischen Regenwald, erfüllten Senken der großen Ströme lag das Verbreitungsgebiet einer anderen Kulturform. Wie im Gebirgsland der Mais, war im Urwald der Maniok die Hauptkulturpflanze. Hauptsächlich gehörten die Völkergruppen der Aruaken, Karaiben und Tupi sowie der Gé dieser wesentlich einfacheren Kultur an, der die Kenntnis des Metallgebrauchs fehlte. Aber diesen Völkern, wahrscheinlich den Aruaken, ist eine Großtat der menschlichen Ernährungswirtschaft zuzuweisen: die Entgiftung des Maniok durch Entziehen der Blausäure aus den Knollen dieses tropisch-amerikanischen Wolfmilchgewächses und damit die Gewinnung eines der wichtigsten Nahrungsmittel, des Tapiokamehles. Dieses Kulturgebiet reichte von den Antillen bis zum Süden des heutigen Brasiliens, dem Zwischenstromland Paraguays und den Regenwäldern des Andenrandes am Pilcomayo.

Südlich dieser Linie, im Chaco keilförmig nach Norden reichend, lebten seit urdenklichen Zeiten Stämme, deren Lebensgrundlage auf Jagd, Fischfang und Sammelwirtschaft aufgebaut war. Daß das Gebiet dieser primitiven Kulturen einstens über den ganzen Kontinent reichte, beweisen die urgeschichtlichen Funde und die heute noch zahlreichen Reststämme in allen Rückzugsgebieten Südamerikas. Einzelne dieser Stämme, wie die Feuerländer, die Siriono oder die Kaiotuguí, kamen über die Anfangsstufen auf allen Gebieten der materiellen Kultur bis zum heutigen Tag nicht hinaus, andere, wie manche Chacostämme, verfügten über beträchtliche technische Fertigkeiten. Allen diesen Völkern war infolge der unstillen Lebensweise in weiten Jagdgebieten und der harten Daseinsbedingungen ein ähnlicher Charakter eigen; jeder Eindringling galt als Feind.

Das vorkolumbische Südamerika weist also in seinen Kulturverhältnissen derartige Verschiedenheiten auf, daß der Einbruch eines neuen Elementes in den einzelnen Gebieten auch die verschiedensten Wirkungen auslösen mußte. Entsprechend diesen Verschiedenheiten entwickelte sich auch die spanische Landnahme. In den Chibchaländern des heutigen Columbien setzten sich die spanischen Eroberer an Stelle des einheimischen Adels. Es entstand eine neue Feudalschicht über leibeigenem Maisbauerntum; die Frauen des Chibchaadels wurden die Mütter der neuen Herren.





Südamerikanische Kulturgebiete vor der spanischen Landnahme

Ähnlich verlief die Entwicklung im Inkareich. Die ohne Frauen gekommenen Conquistadoren verschwägerten sich mit den Adelsfamilien von Cuzco. Die soziale Struktur des Reiches änderte sich kaum durch das spanische Eindringen. Das Inka-lehen wurde Krongut, das Sonnenlehen Kirchengut, der Adel verschmolz mit dem Blute der Eroberer, der Bauer blieb, was er war; erst nach Jahren brachten weitere Einwanderungswellen auch weiße Frauen. Die Besiedlung des gesamten andinen Raumes erfolgte über den Isthmus von Panama. Selbst das Gebiet Nordargentinien bis Cordoba wurde von der pazifischen Seite aus kolonisiert; Salta, Jujui und Tucuman sind vom Norden her begründete Städte.

Das zweite große Einfallstor bildete die La-Plata-Mündung. Hier stießen die Spanier auf keine fest besiedelten Länder, sondern lernten bald die kriegerische Tüchtigkeit der umherstreifenden Jägerstämme kennen. Die erste Stadtgründung von Buenos Aires

wurde überfallen und eingeschert; die Unsicherheit an den die Pampa begrenzenden Ufern des Stromes war so groß, daß mit den Resten der ersten Einwanderer viele hundert Meilen stromaufwärts, dort, wo man auf ansässige bodenbebauende Stämme stieß, die zweite Niederlassung, das heutige Asuncion, errichtet wurde. Später erst entstand Santa Fé, noch später das neuerlich besiedelte Buenos Aires. Infolge des feindlichen Verhältnisses zwischen den weißen Ansiedlern und den Jägerstämmen erfolgte keine Blutmischung oder sie beschränkte sich auf das Aufgehen von Kriegsgefangenen in den Gemeinschaften. Einige der indianischen Steppenvölker änderten aber im Verlauf weniger Jahrzehnte ihre Wirtschaftsform und wurden auf Grund der von den Spaniern eingeführten und rasch verwil-

derten Pferde zu Reiterstämmen. Gerade diese schnell beweglichen und wagemutigen Stämme wie die Abiponer und Mocovi setzten bis ins 19. Jahrhundert der Ausdehnung der weißen Kolonisation den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Die in der südlichen Pampa und in Patagonien lebenden Stämme wurden erst in den achtziger Jahren von Argentinern und Chilenen unterworfen und dabei zum Teil ausgerottet.

Ein eigentümliches Produkt dieser Jahrhunderte währenden, mehr feindlichen als freundlichen Auseinandersetzungen zwischen weißen und roten Reitern ist der Gaucho der Pampa. Herrisch, freiheitsliebend bis zur Abscheu vor jeder großen Gemeinschaft, tapfer, musikalisch und gern betrunken, ein niemals verzeihender Verfechter seiner Ehre — ist er der Erbe zweier Blutströme, die ähnliche Charakterzüge übersteigerten.

Eine ähnliche Entwicklung ergab sich in den weiten Llanos des venezolanischen Hinterlandes.

In Paraguay vollzog sich eine Sonderentwicklung. Hier traf das einwandernde spanische Element auf eine bodenbaureibende Bevölkerung, mit der es sich vermischte. Der größere Teil der von den Guaraní bewohnten Gegenden wurde jedoch von den Jesuitenmissionen erfaßt, die das Guaraní als Umgangssprache erhielten, die von ihnen beaufsichtigte Bevölkerung strenge vom Kontakt mit den weißen Siedlern abhielten und so den Grundstock der heutigen Bewohner Paraguays und der angrenzenden argentinischen Provinzen Corrientes und Misiones mit weit überwiegender indianischer Rassenzugehörigkeit schufen.

Die Kolonisierung Chiles erfolgte durch weiße Siedler, die in jahrhundertelangen Kämpfen die tapferen Araukaner zum Teil verdrängten, zum Teil in sich aufnahmen. Araukanische Beimischung ist daher bei einem guten Teil der chilenischen Bevölkerung auch heute spürbar.



Provinziale Einteilung Spanisch-Südamerikas

Unterteilung des spanischen Kolonialreiches

Richtung und Verlauf der Eroberungen war auch maßgebend für die verwaltungsmäßige, kirchliche und gerichtliche Unterteilung des Kolonialreiches. Neben dem Mittelamerika umfassenden Vizekönigreich Neuspanien und dem Generalkapitanat Guatemala zerfiel das eigentliche Südamerika in zwei Vizekönigreiche und drei Generalkapitanate. Im nördlichen Teil, Venezuela und Columbien, befanden sich die Generalkapitanate von Nueva Granada und Caracas. Ihnen schloß sich das Vizekönigreich Cuzco (später Lima) an, das den Bereich des Inkareiches umfaßte. Chile bildete ein eigenes Generalkapitanat. Die vom La Plata aus eroberten Länder wurden im (später errichteten) Vizekönigreich Buenos Aires zusammengefaßt; die Grenze zwischen Cuzco und Buenos Aires blieb lange strittig – es kam sogar mehrmals zu Kämpfen zwischen den von Südosten und von Nordwesten kommenden Eroberern. Im 18. Jahrhundert wurden Nueva Granada und Caracas zu einem Vizekönigreich zusammengefaßt und das heutige Ecuador zu einer eigenen „Präsidentschaft“ erhoben.

Diese politischen Großgebilde waren in eine Reihe von Provinzen unterteilt. Ihre Gouverneure verfügten oft über eine weitgehende Selbständigkeit und waren nur nominell von den Zentralstellen abhängig. Dasselbe war bei den großen Missionsgebieten, besonders bei den Missionen der Jesuiten im Guaraní- und Chiquitengebiet der Fall. Die kirchlichen Bistumsgrenzen stimmten zumeist mit denen der Provinzen überein, während die Grenzen der großen Gerichtssprengel oft wesentlich anders gezogen waren. Letztere Tatsache führte bei den Auseinandersetzungen der Nachbarstaaten des öfteren zu schweren staatsrechtlichen Konflikten. So war beispielsweise den Anspruch Boliviens auf das Chacogebiet durch dessen Zugehörigkeit zur Audiencia (Oberster Gerichtshof) von Charcas bedingt, während Paraguay den Titel der politisch-administrativen Zugehörigkeit für sich in Anspruch nehmen konnte. Die Grenzen der politischen Hauptgebiete, zum Teil auch der Provinzen des spanischen Kolonialreiches waren im allgemeinen maßgebend für den Grenzverlauf im heutigen Südamerika.

Die neuen Staaten Südamerikas

Neben der geographischen Uneinheitlichkeit des spanischen Kolonialbesitzes waren die kulturellen und ethnischen Verschiedenheiten derart groß, daß der schließliche Zerfall in einzelne selbständige Staaten natürlich erscheint.

Das durch seine iberisch-araukanische Bevölkerung ethnisch und kulturell einheitliche Chile verfügt über die klare Grenze des Andenkammes. Es wurde ein eigener Staat in den Grenzen des alten Generalkapitanats. Seine heutige Nordgrenze, die den araukanischen Raum sprengt, ist das Ergebnis des siegreichen Krieges der achtziger Jahre gegen Peru und Bolivien, die erst damals das Gebiet von Tacna und Arica bzw. von Antofagasta abtraten. Ebenso erfolgte die Ausdehnung im Süden bis nach Feuerland, also in das Gebiet primitiver Fischer- und Jägerstämme, erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Die besondere geopolitische Geschlossenheit des chilenischen Kernlandes tritt in jeder Vegetationskarte als langgestreckte Oase zwischen Meer, Wüste und Hochgebirge hervor.

In den verkehrstechnisch vom La Plata und der Atlantikküste, politisch im Vizekönigreich Buenos Aires zusammengefaßten Provinzen kam es bald nach der 1811

erfolgten Freiheitserklärung zu einer Abspaltung. Die Provinz Paraguay erklärte sich zum unabhängigen Staat. Diese Trennung lief allen wirtschaftlichen Forderungen zuwider; wieder einmal besaßen wirtschaftliche Argumente gegenüber ethnischen und kulturellen keine Durchschlagskraft. Paraguay entstand als Staat der Guaraní. Heute noch lernt der Landbewohner erst in der Schule spanisch radebrechen, selbst der Städter spricht im Familienkreis Guaraní. Die alteingesessenen deutschen Kolonisten sind nicht imstande, einen richtigen spanischen Satz hervorzu- bringen, reden aber fließend Guaraní. Spanisch ist Staatssprache, aber es verschwindet sogar im Unterhaltungsteil der Zeitungen. Das jetzt argentinische Misiones gehörte ursprünglich zu Paraguay; es wurde erst nach dem großen Krieg der sechziger Jahre abgetreten. Die mit guaranitischer Bevölkerung durchsetzte Provinz Corrientes stand vom Tage der Unabhängigkeitserklärung an in ständiger Rebellion gegen Buenos Aires. Sie wurde erst nach dem genannten Krieg dem argentinischen Staatskörper wirklich eingeschmolzen, als eine starke weiße Einwanderung das Guaraníelement veränderte. So sind die Grenzen Paraguays nicht nur ethnisch, sondern auch sprachlich bedingt.

Die Lostrennung Uruguays vom argentinischen Stammland ist besonders auffallend. Nach der Unabhängigkeitserklärung von 1811 gehörte es noch über sechs Jahre der argentinischen Republik an. Dann waren allerdings rein politische Machtkämpfe zwischen Brasilien und Argentinien, die beide das Gebiet für sich beanspruchten, Ursache der Trennung. Diese Kämpfe endeten 1828 mit der Erklärung Uruguays zum unabhängigen Staat. Trotz den vielen Bürgerkriegen, die das Land bis in die sechziger Jahre nicht zur Ruhe kommen ließen, hatte sich indessen eine strukturelle Veränderung der Bevölkerung ergeben, die dem „unabhängigen“ Staat auch den Inhalt der Selbständigkeit, die eigene Nation, verlieh: Uruguay war das erste südamerikanische Einwanderungsland großen Stils für Europäer. Im Jahre 1863 befanden sich unter 350 000 Einwohnern 150 000 „Ausländer“, d. h. im Ausland Geborene. Da angenommen werden muß, daß mindestens die Hälfte der übrigen Bevölkerung sich aus Kindern dieser „Ausländer“ zusammensetzte, verbleibt ein Rest von kaum 100 000 Menschen, die von alteingesessenen „Criollos“ abstammten. Letztere bildeten aber in der damaligen Zeit die Hauptbevölkerung der Nachbarländer. Die große Einwanderungswelle nach Argentinien begann ja wesentlich später, d. h. erst nach dem Verschwinden des fremdenfeindlichen Diktators Rosas (1852). Untersucht man die Herkunft der uruguayischen Einwanderer dieser Zeiten, so fällt das Vorwiegen baskischer und italienischer Elemente auf. Den Basken aber ist eine Geisteshaltung eigen, die sie mit Iren und Schweizern teilen: bis zum „Kantönligeist“ gesteigerter Unabhängigkeitsdrang. Im straffen Nationalismus der Uruguayer liegt manches von den „Fueros“, den Sonderrechten der baskischen Tradition verborgen.

In der Republik Argentinien schlossen sich zwei verschieden gewachsene, im Endergebnis ähnlich gewordene Gebiete zusammen. Nach der Unabhängigkeitserklärung vereinigten sich im Kongreß von Tucuman 1816 die Vertreter der zum früheren Vizekönigreich Buenos Aires gehörigen Provinzen (ausgenommen Paraguay) mit denen der andinen Nordprovinzen Tucuman, Catamarca, Salta und Jujui, die zum peruanischen Gebiet gehört hatten. Die Provinzen von Buenos Aires waren im Menschheitstypus durch das Land der Pampa bestimmt. Der Gaucho ritt nicht

nur als kampflustiger freier Reiter durch die endlosen Ebenen, sondern er bestimmte ebenso den Charakter der Städte. Die politische Führungsschicht Argentiniens bestand aus adeligen Gauchos, Abkömmlingen der alteingewanderten Grundherrnfamilien, die zumeist spanischem Adel oder Hídalgotum entstammen. Diesem Lande gesellten sich die Nordprovinzen zu, die bezeichnenderweise gerade das Land der alten Diaguita umfaßten, eines Gebirgsbauernvolkes eigener Kultur, das wohl dem Inkareich zugehörte, aber nicht lange seiner Herrschaft unterstand. Der Volkscharakter dieser Bergbauern unterscheidet sich ganz wesentlich von dem der Aymara und der Quechua. Im ethnologisch eigentümlichen Diaguitagebiet hatte sich eine weiße Oberschicht und Stadtbevölkerung gebildet, deren Art dem Gaucho der Pampa am allernächsten stand. So war die Verbindung dieser beiden Gebiete nur natürlich. Denn die Grundherren waren im Norden die Hauptträger der Unabhängigkeitsbewegung, erhoben sich gleichzeitig mit Buenos Aires und trennten sich damit von Peru, wo die Herrschaft der spanischen Krone noch Jahre länger dauerte. Der individualistische Freiheitsdrang dieser adeligen Gauchos ist wohl auch Ursache der nicht endenden Revolutionen und Bürgerkriege im Argentinien des frühen 19. Jahrhunderts. Die eiserne Faust des zur Macht gelangten Diktators Manuel de Rosas ließ erst die allzu vielen Köpfe verschwinden. Dadurch galten die späteren Auseinandersetzungen nicht mehr Personenfragen, sondern dem sachlichen Streit zwischen Zentralismus und Föderalismus, in dem die beiden Protagonisten Mitre und Urquiza schließlich den vernünftigen Ausgleich und damit das moderne Argentinien schufen.

Die Ausweitung des Gebietes der argentinischen Republik nach Norden in den Gran Chaco, nach Süden über Patagonien bis nach Feuerland und nach Osten in das paraguayische Misiones wurde erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen. Die beiden ersten Stoßrichtungen erfaßten von Jägerstämmen besetzte Gebiete, die letzte stellt einen Einbruch in guaranitischen Siedlungsgebiet dar. Die einströmende weiße Bevölkerung drängte auch hier das indianische Element zurück.

Das Werden der fünf nördlichen Staaten Venezuela, Columbien, Ecuador, Peru und Bolivien ist mit der historischen Persönlichkeit Simon Bolívars eng verknüpft, der als einer der großen Feldherren und Freiheitskämpfer der Weltgeschichte unsterblich, in seinen Leistungen bei uns viel zu wenig bekannt ist. Abgesehen von militärischen Erfolgen war vor allem seine politische Erkenntnis der Gegebenheiten einzig dastehend: Er selbst gründete als Eroberer kein Einheitsreich, sondern mehrere selbständige Staaten. Er erkannte, daß die Zentrifugalkräfte innerhalb des von ihm befreiten Raumes zu groß seien, als daß sie eine zentrale Staatsgewalt überwinden könne. So richtete er seine Bemühungen auf die Errichtung organischer, lebensfähiger Einheiten.

Bolívar erkämpfte — als erster in Lateinamerika — zunächst die Freiheit Venezuelas. Ihr schloß sich in den 1810 folgenden Jahren die Befreiung der heutigen Staaten Columbien und Ecuador an. Die drei Länder schlossen sich 1821 in einer föderativen Union zusammen. Aber diese von Bolívar nicht vorgesehene Einigung hatte keinen Bestand, trotzdem sie dem Umfang des im 18. Jahrhundert errichteten Vizekönigreiches Nueva Granada entsprach. Die alte Teilung der zwei Generalkapitanate und der Präsidentschaft lebte wieder auf, weil die ethnischen und kulturellen Unterschiede zu groß waren. In den Llanos und Savannen hatte sich ein

besonderer Menschenschlag rauher Viehhirten gebildet, dem Gaucho der Pampa nicht unähnlich, der auf den Volkscharakter der Venezolaner bestimmend einwirkte. Das Waldland Venezuelas ist altes Kampfgebiet zwischen weißen Siedlern und bodenbauenden Urwaldstämmen, zumeist Karaiben, deren harte Kriegssitten mit kannibalischem Brauch zusammenhängen. Die unterworfenen oder versklavten Angehörigen dieser Stämme brachten keine weichere Note in den Charakter ihrer freigewordenen Nachkommen. Bolivar selbst, dem man als Sprößling einer altspanischen Adelsfamilie zwar kein rotes Bluterbe nachweisen kann, war in seiner Zähigkeit, seiner Härte, seinem unveränderlichen Ernst ganz Venezolaner, ein ausgesprochener Spielverderber für die Konventikel der schönredenden und gestikulierenden Kaffeehausrevolutionäre. Columbien hingegen war durch das Erbe der Chibchaländer, durch die Verbindung alter indianischer Hochkultur mit dem spanischen Einwanderertum bestimmt. Soweit man aus den mangelhaften Berichten schließen kann, kam diese Einwanderung im wesentlichen aus dem andalusischen Süden und fügte damit dem werdenden kolumbischen Volk mancherlei maurische Züge bei. Das Gebiet schließlich, das dem heutigen Ecuador entspricht, führte seit jeher ein eigenes Leben. Seine Kernlandschaft, ein von höchsten Gebirgsketten versperrtes Hochland, war die Wiege einer eigenen indianischen Hochkultur, die eher vom Süden als vom Norden Bereicherungen erhielt; der Einbruch inkaischer Macht war kurz und wurde, bevor er sich ethnisch auswirken konnte, von der spanischen Landnahme abgelöst. Die spanischen Eroberer aber blieben bei der alten Tradition und kapselten mit Hilfe der Gouverneure und späteren Präsidenten von Quito das Gebiet ebenso gegen Süden wie gegen Norden ab: ein Gouverneur gegen Ende des 17. Jahrhunderts vereitelte den Bau einer durchlaufenden Nord-Südstraße, um das Land in seiner Abgeschlossenheit zu bewahren; er begründete dies mit der Gefahr, daß eine gute Straße Flibustiere und andere Räuber ins Land locken könnte. Der Bund dreier so verschiedener Gebiete war natürlicherweise nicht von langer Dauer. Im Jahre 1831 vollzog sich die endgültige Trennung.

Das Vizekönigreich Peru hat sich im altinkaischen Kerngebiet nie selbst von der spanischen Herrschaft gelöst. Als schon längst in allen übrigen Teilen des einstigen Kolonialreiches die Unabhängigkeit proklamiert war, residierten noch immer die königlichen Statthalter in Lima und den peruanischen Provinzen. Die Initiative zur Loslösung Perus ging von den Republikanern des Nordens, Chiles und der La-Plata-Länder aus. Neben Bolivar haben die Argentinier Belgrano und San Martin, der chilenische Admiral Cochrane und der Columbianer Sucre wichtige Rollen in dem verwickelten Hin und Her militärischer und politischer Aktionen innegehabt, die erst im Jahr 1824 zur Kapitulation des spanischen Heeres bei Ayacucho führten. Ein Jahr darauf wurde Bolivar mit der Diktatur betraut. Und einige Monate später erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der oberperuanischen Provinzen Charcas, La Paz, Chochabamba, Potosi und Santa Cruz, die sich unter dem Namen Bolivars („Bolivia“) zu einer unabhängigen Republik vereinigten.

Die Bruchlinie zwischen dem nunmehrigen Peru und Bolivien war keine zufällige. Sie trennte die Quechua von den Aymara. Südlich der Aymara lebt allerdings auch eine quechuasprachige Bevölkerung in der Provinz Potosi; aber sie gehört ethnisch zu den Aymara und wurde nur durch die Entnationalisierungspolitik der Inkas, zum Teil sogar durch die Bestrebungen der Spanier, das Quecha zu einer Verkehrssprache auszuweiten, zur Übernahme dieser Sprache gebracht. Das Reich der Inkas war Cuzco zerfiel — genau genommen — erst mit dem Verschwinden der Vizekönige von Peru. Aus den Tiefen einer historisch fast unbekannten

Vergangenheit kamen das Reich von Tiahuanaco und die alte Kulturgemeinschaft der Küstenvölker, Bolivien und Peru, wieder zum Vorschein. Boliviens Hauptstadt La Paz liegt den Ruinen Tiahuanacos ebenso nahe, wie Lima den Hauptorten des Chimureiches benachbart ist. Unter völlig neuen Voraussetzungen, nach dreihundertjähriger Einverleibung weißen Blutes und europäischer Kultur lebten älteste Traditionen wieder auf, weil sich ihre ethnischen Träger erhielten und die Herrenschichten des darübergelagerten Inkareiches und seiner spanischen Erben verbrauchten.

Die Inkaherrschaft ist ja mit Pizarros Einbruch nicht zu Ende gewesen. Erst im Jahre 1557 schloß der Inka Sayri Tupac mit den Spaniern Frieden und entsagte dem Thron. Sein Erbe Tupac Amaru, der neuerlich als Thronprätendent auftrat, wurde 1571 von den Spaniern enthauptet. Im Jahre 1742 gelang dem Atahualpa, einem angeblichen Nachkommen der Inkas, ein großer Aufstand, der erst drei Jahre später unterdrückt wurde, und 1780 wurde vom sogenannten Inka Tupac Amaru (sein spanischer Name lautete Gabriel Condorcanqui) die letzte Erhebung geführt. Erst mit dem Tode dieses letzten Inka und seiner Angehörigen auf dem Blutgerüst war die Kraft versiegt. Und dreißig Jahre später endete die Kraft Spaniens.

Die scharfen Gegensätze innerhalb der präkolumbischen Länder wurden durch eine spanische Herrschicht drei Jahrhunderte überdeckt. So bildete das spanische Kolonialreich einen scheinbar einheitlichen Körper. Die Auflösung dieser Herrschicht durch die Freiheitskämpfe genügte, um die ursprünglichen Verschiedenheiten auch politisch zum neuerlichen Ausbruch gelangen zu lassen.

Schließlich darf eine Tatsache nicht vergessen werden: Die iberische Einwanderung war regional verschieden. Sie läßt sich allerdings bei den alteingewanderten Familien nur aus der Namensgebung und aus Familientraditionen ermitteln. Das baskische, katalanische und andalusische Element ist leichter feststellbar, während sich die Familiennamen des spanischen Nordens und Kastiliens ähneln.

In Uruguay war das baskische Element vorwiegend, in Nordargentinien und Columbien das andalusische. Eine starke asturisch-galizische Einwanderung fand in dem La-Plata-Gebiet Argentinien statt. Die regional starken Verschiedenheiten des spanischen Bevölkerungstyps trugen zu weiteren Differenzierungen in Südamerika sicher bei. Die zeitlich und quantitativ sehr unterschiedlich einsetzende Masseneinwanderung des späteren 19. Jahrhunderts, die neben den Hauptkontingenten der Italiener und Spanier auch viele Südslawen, Mittel- und Nordeuropäer, schließlich Syrier und Ostasiaten brachte, ergab zum Teil neuerliche Verschiebungen zur Unähnlichkeit. Der schwarze Einschlag durch Sklaveneinfuhr spielt innerhalb des spanischen Südamerika, im Gegensatz zu Brasilien, nur eine untergeordnete Rolle.

In allen Ländern Südamerikas entwickelte sich seit den Tagen des Unabhängigwerdens ein starkes Nationalgefühl. Es verhinderte auch dort, wo eine gleichartig zusammengesetzte Masseneinwanderung die alten Verschiedenheiten überflutete, eine Auswirkung im Sinne von Einigungsbestrebungen. Eine solche Angleichung fand in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts innerhalb des Gebietes von Uruguay, Zentralargentinien und Chile statt.

Die Völker Südamerikas sind, völkerpsychologisch betrachtet, zum Teil nicht weniger verschieden als die Europas: trotz gemeinsamer Schrift- und Staats- oder gar auch Muttersprache. Jeder, der sich lange im südlichen Kontinent aufhielt, erlebte diese Erfahrung. Ihr liegt die Tatsache zugrunde, daß die europäische Einwanderung in jedem Gebiet verschieden stark war und sich mit ganz verschiedenen Indianerrassen mischte; die Klimaunterschiede, die andersartigen Kulturen und sozialen Entwicklungsprozesse taten das Ihrige dazu.

Die Vielfalt des spanischen Südamerika hat also ihre tiefen Gründe. Mit Ausnahme der Abgrenzungen neu besetzter oder kaum erforschter Gebiete sowie der wenigen Verschiebungen nach Kriegen sind die Grenzen, die das alte spanische Kolonialreich in viele Staaten zerteilten, in der Hauptsache organisch geworden.

ERICH SANDER

Südamerika, Geopolitik eines kontinentalen Lebensraumes

I.

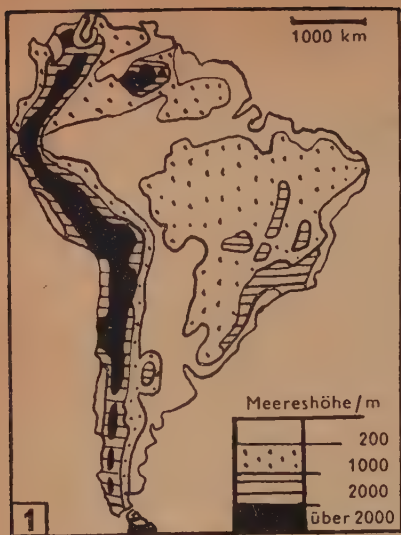
Als einer von den drei Südzipfeln der Festlandmasse des Erdballs reicht Südamerika am weitesten über den Äquator hinaus nach Süden und eben damit in die planetarische Einsamkeit der Halbkugel der größten Wassermasse (Kap Hoorn 56° s. Br.). Während Afrika noch gänzlich (Kapstadt 34° s. Br.) zur sogenannten Landhalbkugel zu rechnen ist, erstreckt sich Australien-Neuseeland immerhin schon bis zum 47° Grad s. Br. aus (Stewart-Inseln). Indem nun Südamerika, wenn auch nur halbinselartig mit dem südlichen Drittel seiner Landmasse, in die ungeheure Ozeanwüste rings um die Antipodeninseln (südostwärts Neuseeland) vorstößt, mit dem größeren Restgebiet seiner nördlichen zwei Dritteile aber auch nur den unmittelbar angrenzenden äußersten Rand der Landhalbkugel, und zwar hier den Westwinkel des Äquatorsegments einnimmt, ist seine Gesamtlage im Bereich der Ökumene als eine durchaus „abseitige“, als eine Ecklage gegeben. Damit aber ist der Erdteil ein für allemal einem Schicksal ausgeliefert, das im schaffenden modernen Erdenleben immer an den Begriff „abseits“ geknüpft erscheint. Es tauchen sogleich assoziativ die Vorstellungen auf von etwas Unentwickeltem, Nichtmitgekommenem, etwas Unfertigem und Urtümlich-gebliebenem, auch wohl „Jugendlichem“, das von der unmittelbaren Anteilhabe an geistgelenkter Daseinsgestaltung oder „Kultur“ im europäischen Geschichtsverstande noch fern ist: Vorstellungen, wie gesagt, die dem Europäer leicht aufsteigen und gewiß der Überprüfung an dem Gegenstande selber bedürfen.

Die Eigenart dieser südamerikanischen Abseitslage veranschaulichen folgende außerordentlich großen Entfernungsmaße, die in abgerundeten Zahlen die Länge der ozeanischen Wasserwege angeben, nämlich Feuerland–Kapstadt: 9000 km, Panama–Hamburg: 10000 km, Callao–Neuseeland: 11000 km, Valparaiso–New York: 9000 km.

Immerhin liegt Südamerika, weil insgesamt südostwärts (!) von Nordamerika, doch mit dem größten Raumanteil (dem breiten Osten und Südosten) näher bei der Alten Welt, d. h. vor deren westlichen Küsten, als etwa bei den USA. Hiermit ist die hervorstechendste Eigenart seiner relativen Lage gegeben, die sich im stärksten Maße prägend auswirkt auf das Erscheinungsbild der Bevölkerung (nach Rasse und Lebensform), auf die Struktur der Wirtschaft (nach Stufe und Flächenausdehnung) und auf die Gestaltung der Handelsbeziehungen (mit Einschluß des Binnen- und Überseeverkehrs).

In folgenden Entfernungsmaßen wird die relative Lage ausgedrückt, nämlich Pernambuco–Dakar: 3100 km (La Guaira [Venezuela]–New York: 3400 km), Pernambuco–Lissabon: 5100 km (Pernambuco–New York: 6300 km, Callao–New York: 6500 km).

Die planetarische wie auch die relative Lage haben jedenfalls den südamerikanischen Kontinent in der Eigenart seiner gesamten dinglichen Erfüllung wesentlich beeinflusst. Das erweist sich an der naturhaften Ausstattung des Raumes und – über diese Brücke hinweg – an seiner kulturellen Verfassung.



II.

Seit sich im Zuge der erdgeschichtlichen Bildung sowie der vermutlichen äquator- und westwärts gerichteten Verschiebung der Kontinentalschollen¹⁾ u. a. auch das Grundgerüst der Bodenformen Südamerikas in ihrer bekannten meridional streifenförmigen Dreigliederung herausgebildet hat (vgl. Abb. 1), haben Lage und Aufbau dieser Landmasse im wechselwirkenden Verein mit den Naturgewalten des Luftkreises zunächst einmal den klimatischen Charakter des Erdteils geprägt. Hier interessiert jedoch nicht die kontinentale Differenzierung im einzelnen. Selbst von den klimatischen Grundzügen seien nur die beiden wichtigsten hervorgehoben (vgl. Abb. 2).

Die etwas größere, äquatorial breitgelagerte Nordhälfte steht mit weitaus über-

wiegendem Raumanteil unter der Herrschaft tropischer Wettererscheinungen. Gerade die charakteristische Treibhausschwüle dieser durchgehends hochtemperierten und stark wasserdampfhaltigen Zone greift den menschlichen Körper bei Eingeborenen wie besonders bei Nichtakklimatisierten leistungsmindernd an. Zudem gelten ausgerechnet hier in Südamerika die höchsten Äquivalenttemperaturen²⁾ auf Erden (Guyana!). Nur im ostbrasilianischen Berglande einerseits sowie im venezolanischen Küstenstreifen und im hochgebirgigen Landesinnern von Columbia, Ecuador und Peru andererseits tauchen (bioklimatisch günstigere) Teilräume auf mit periodisch trockenem bzw. feucht-gemäßigtem Klima.

Dieser nördliche, tropische Gesamttraum setzt sich dann mit seiner südrandlichen 5°-Linie der mittleren jährlichen Temperaturschwankung ab gegen die rechtwinklig darangefügte, keilförmige Südhälfte des Erdteils. Letztere wird von Wettererscheinungen beherrscht, die auf zwei Dritteln des Gebietes (am breiten Nord- und an schmalen Südrande) der feucht-gemäßigten, auf dem mittleren Drittel aber der trocken-gemäßigten Klimazone, ja hier z. T. sogar dem Schneeklima eigen sind. Es hebt sich übrigens auf diesem südlichen Teilraum des Kontinents ein Herzraum hervor, der elliptisch umzogen wird von der speziell für menschliche Kulturentwicklung³⁾ so überaus günstigen 15°-Linie der mittleren jährlichen Temperaturschwankung.

Bei der Synopsis der Relief- und Klimaverhältnisse des Erdteils (s. Abb. 1 und 2) heben sich in wohlunterscheidbarer Deutlichkeit ihrer Landschaftsstruktur drei Fundamentalglieder voneinander ab:

1) Alfr. Wegener: Die Entstehung der Kontinente und Ozeane (5. Aufl., 1936).

2) Das ist diejenige „Temperatur, die der Luft eigen sein würde, wenn der in ihr vorhandene Wasserdampf kondensiert seine latente Verdampfungswärme an sie abgäbe“ (s. W. Meinardus: Klimatologie, in F. Klutes „Handbuch der geographischen Wissenschaft“, 1937 ff.).

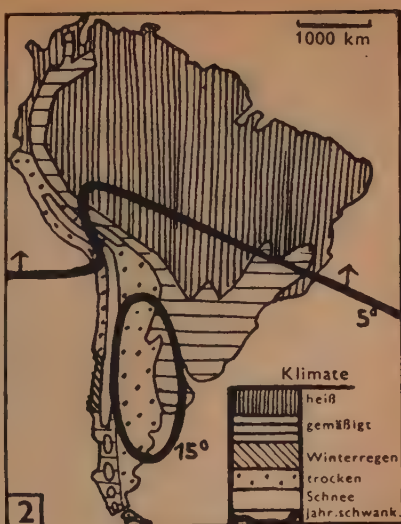
3) Vgl. K. Olbricht: Klima und Entwicklung. Jena 1923.

1. Die tropische Nordostmulde [mit weitflächig vorwiegenden Roterdeböden¹⁾ im Amazonasbecken], in deren Flankenbereich eingebettet sind im Osten: eine kleine, elliptisch geschlossene Region mit sandigen Grauböden und stark zerstörten Halbwüstenböden (ostbrasilianisches Bergland), im Norden und Westen dagegen: zerrissene Teilflächen aus mannigfaltigen Gebirgs- und Skelettböden (Venezuela, Columbia, Ecuador);

2. der (größtenteils feucht-) gemäßigte Westhochrücken, mit überwiegend Gebirgsböden, denen am Ostrande ein breiteres und geschlossenes Gebiet roterdiger (tropischer) Böden, am West- (Küsten-) Rande aber schmale, unterbrochene Streifen von Roterde- bzw. Wüstenböden angeschlossen sind. Staatsgebiete: Ecuador, Peru, Bolivia;

3. das (gemengt-) gemäßigte Südspitzendach mit einer ausgesprochenen Gemengegroßflur der verschiedensten Bodenarten, bestehend aus: einer schmalen Zone von zumeist Gebirgsböden in der andinen Westhälfte (deren chilenischer Saum schwach podsolierte Braunerdeböden und deren nordwestargentinischer Abhang trockene Salzböden trägt) sowie in der Osthälfte aus einer breitflächigen N-S-Folge von tropischen Roterdeböden (Südbrasilien – Nordargentinien), von Schwarzerde (Pampa der La-Plata-Region), schwach podsolierten kastanienfarbigen Böden (Patagonien) und stark ausgelaugten Podsolböden (Feuerland).

Während nun im Erscheinungsbild der beiden ersten bei aller Gegensätzlichkeit immerhin doch ein humider Charakterzug übereinstimmend auftritt, gewinnt auf dem südlichen Teilraum des Kontinents eine aride Komponente das individualisierend prägende Übergewicht (ganz Mittel- und Westargentinien: unter 25 cm jährlicher Niederschlagsmenge!). Das gleichsam „organische“ Zusammenspiel aber aller drei grundsätzlich klar differenzierten Fundamental„glieder“ erhellt und belebt sich erst aus der nächsten kontinentalen Überschau, nämlich der Vegetations- und Rassenverhältnisse Südamerikas.



III.

Die vorherrschende Vegetationsformation der tropischen Nordostmulde ist der dichte Wald

1) Der Begriff „Boden“ hier gefaßt als eine „Funktion des geologischen Substrats mal Außenenergien“, wobei aber dem geologischen Substrat der Faktor „Relief“ zugerechnet wird (s. O. Wilckens: Die Bedeutung des geologischen Substrats für die Bodenbildung. Geologische Rundschau, 1938). – Von der noch immer verbreiteten Wertüberschätzung und land- oder forstwirtschaftlichen Falschbehandlung tropischer Böden, die in Südamerika die Verwüstung von etwa 30 Mill. ha Nutzfläche zu völlig „abgebauten“ Erosionszonen bewirkte und speziell in Nordost-Brasilien Versalzung, in São Paulo jährliche Überschwemmung verursachte, spricht P. Vageler: Koloniale Bodenkunde und Wirtschaftsplanung. Berlin 1941.



(vgl. Abb. 3). Größtenteils beheimatet im Einzugsgebiet des wasserreichsten aller Erdenströme, des Amazonas, das übrigens ein Drittel des ganzen Kontinents ausfüllt, entwickelt sich der dumpfig feuchte Pflanzenfilz dieser zumeist immergrünen Hylaea in allen Formen und Abstufungen (dauernd sumpfigem Igapó, selten durch Flut gestörter Terrafirma, zumeist aber periodisch überschwemmter Varzea): über die mehrere Hunderttausende von Quadratkilometern umfassenden Überschwemmungsniederungen des Landesinneren hinweg, in die reichverzweigten Berglandtäler der kolumbianisch-venezolanischen und der brasilianischen Flußoberläufe hinein und bis auf die steilwandigen Unterhänge der tiefdurchschluchteten Ortskordillern in Bolivia und Peru. Die meisterliche Schilderung eines Bluntschli¹⁾ bekundet eindrucksvoll die geradezu frenetische Wachstumskraft und schier unüberwindbare Dämonie dieser Naturserscheinung, deren Existenz völlig dem allesbeherrschenden Kreislauf des Wassers verhaftet ist. Aus letzterem Grunde hilft denn gerade sie auch zum wesentlichen Teile, unter

Einbezug der in ihr hausenden und dem tropischen, immerfeuchten Regenwald wohlangepaßten animalischen Lebensformen, den amphibischen Charakter dieser Großlandschaft mitbestimmen. Und dieser wiederum findet eine sehr bemerkenswerte Entsprechung in der Sphäre geistigen Lebens: im Animismus der eingeborenen Landesbewohner. Im Binnenland des europagroßen Riesenraumes leben neben wenigen Weißen und Negern sowie zahlreicheren Mischlingen doch flächenmäßig weit überwiegend: schweifende (wasser-nomadische) Indianerstämme auf materiell wie geistig primitiver Lebensstufe. Ihre geringe Leistungsfähigkeit in körperlicher und geistiger Hinsicht erweckt — nach Sapper²⁾ — den Eindruck, „als ob die Indianer noch nicht vollständig an die Tropen akklimatisiert wären“. Auf dem nördlichen Kontinentalrande von Westkolumbien bis Südbrasilien sind Neger und Asiaten in relativ großer Zahl eingeführt, Mischlinge aller Grade bilden in dieser Randzone (vgl. Abb. 4) den höchstprozentigen Anteil der Bevölkerung, in Venezuela und Columbia z. B. 75% der Landesbewohner!

Auf dem (größtenteils feucht-) gemäßigten Westhochrücken des Kontinents tritt als kennzeichnendes biologisches Strukturelement der Großlandschaft die offene, von bizarren Schneegipfeln überragte Steppe auf, sei es als Kraut- oder Gestrüppsteppe, als Sumpf-, Wüsten- oder Salzsteppe, vornehmlich als Grasland. Wald an den Abhängen der nordwestlichen Kordillerenketten und in Talgründen besonders der ostandinen Zone füllt nur Nebenräume aus, schwach oder gar nicht bewohnt. Die monotone Kargheit der graugelben Hochlandflächen — unterstrichen durch rauhe Wettererscheinungen, nacktes Ödland (oberhalb 4300 m) auf den ungeheuer langen Felsblock- oder Felsplattenrücken, und intensive Erz- und Salzlagerstättennutzung — verleiht dem Raume insgesamt einen sozusagen mineralischen Charakter, womit eben die schlechthinige Vorherrschaft des anorganischen Gesteins, der materiellen Schwerkraft, der Erde als solcher gemeint ist³⁾. Die stumpfe Melancholie des indianischen Temperaments, in das wohl niemand bisher so tief verstehend hineingeblickt hat wie Graf Herm. Keyserling⁴⁾, wird sicherlich durch

1) H. Bluntschli: Die Amazonasniederung als harmonischer Organismus. (Geographische Zeitschrift.) 1921.

2) K. Sapper: Die geographische Bedingtheit der altamerikanischen Hochkulturen. (Petermanns Mitteilungen.) 1931.

3) Vgl. die plastischen Schilderungen der Punalandschaft in W. Penck: Puna de Atacama. Stuttgart 1933.

4) Graf H. Keyserling: Südamerikanische Meditationen. Stuttgart 1932.

jene tellurischen Einflüsse mitbestimmt. Es treten neben reinrassigen, meist als Ackerbauer und Viehzüchter festsiedelnden Indianern am Ostrand (90% der Einwohner Bolivias!) — Mischlinge hauptsächlich zwischen Indianern und Weißen gegen den Westrand zunehmend auf (etwa 30% der Einwohner Perus und Ecuadors). In den drei Hochlandstaaten sind originale Leistungen zwar weniger, aber immerhin doch bewußte Regungen nationaler, d. h. hier: nativistischer indischer Zivilisation und Kultur¹⁾ unter kreolischer oder mestizischer Führung und häufig allerdings nach europäisch-nord-amerikanischem Muster — wohl zu konstatieren.

Das Vegetations- und Rassenbild des (gemengt-) gemäßigten Südspitzendaches wird gekennzeichnet durch mosaikartigen Reichtum der Kontraste. Diese Vielfalt der Erscheinungen im Reich der Organismen entspricht der gedrängten Fülle der orographischen und klimatischen, also der physischen Strukturelemente der Groß-

landschaft. Vom üppigen Tropenurwald im Nordosten bis zur kümmerlichen Hochgebirgsflora der Südkordilleren, von den Gletschern Feuerlands bis zur Salzwüste Atacama, von den mittelchilenischen Buchenwäldern und berieselten „Campos“ im Westen bis zu den ungeheuren Ackerfluren und Hochgrasweiden der argentinischen Pampa im Osten, von der unwirtlichen Geröllsteppe Patagoniens bis zu den Sumpf- und Lagunendistrikten am unteren Parana: welch bunter Wechsel an landschaftlichen Physiognomien²⁾ —! Das dauerwirkende Erlebnis ihrer nationalen, untereinander und in sich so kraß unterschiedlichen Heimaträume hat in den Landesbewohnern zweifelsohne jenen mannigfach nuancierten Seelenzustand mitbedingt, der sich dem europäischen Beobachter äußert als „ein rascher Wechsel von Aufschwung und Depression, bedingungsloser Hingabe und wehmütigem Verzicht, leidenschaftlich sinnlichem Genuß und gelassener Ergebung“³⁾ und mit alledem als Mangel an „konzentrierter, widerstandsfähiger Beharrlichkeit“. Die sprunghafte Gespanntheit solchen Wesens, diese „seelische Kurzatmigkeit“ ist die wesentliche Rasseeigenschaft der stark überwiegend kreolischen Bevölkerung. Da deren Hauptsitz — nach Abdrängung (auf die Nord- und Südinsel) bzw. völliger Ausrottung der alteingesessenen Indianer — nun der flach-weite, klimatisch so hervorragend günstige und waldfreie Mittelraum im südöstlichen Südamerika ist (vgl. Abb. 1–4), so stellt das Gebiet, begünstigt obendrein durch seine meeroffene Herz-



1) Vgl. des Peruaners L. Alb. Sanchez soziologische Studie „Vida y Pasion de la Cultura en America“ (Leben und Leid der Kultur in Amerika), 1935. — S. dgl. die von dem Peruaner Haya de la Torre geführte indianische Volksbewegung „Aprismo“ (nach F. Niedermayer: Iberoamerika. Leipzig 1941).

2) Vgl. F. Kühn: Physiognomie argentinischer Wirtschaftslandschaften. (Petermanns Mitteilungen.) 1924.

3) H. Neuendorff: Land der Lyrik. (Die Literatur.) 1939. — Ders. Das spanisch-amerikanische Schrifttum. (Die Weltliteratur.) 1940.



„offene Flur“ (Savanne, Steppe, Wüste) und den in gleicher Richtung zunehmenden Bevölkerungsanteil der kreolischen Weißen! Letztere halten nun weiterhin auch (obzwar hier schon stark mestizisiert) den Südsaum der anschließenden brasilianisch-tropischen Ostküste besetzt und haben ihm, wie überhaupt dem halbinselartigen Südküsten des Kontinents insgesamt, das kulturelle und ökonomische und damit das politische Übergewicht im ganzen Südamerika verliehen. Wenn überhaupt, dann dürfte eine eigengestaltete Zukunft Südamerikas nur aus diesem kreolischen Lebensraum erwachsen ¹⁾!

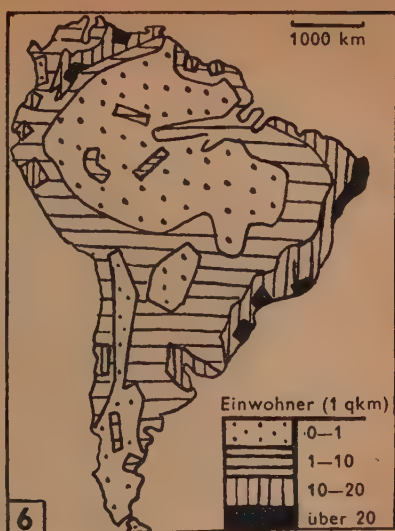
IV.

Für die menschliche, speziell wirtschaftliche Entwicklung gibt die aus naturhaften und kulturellen Erscheinungen zusammengewirkte Landschaft immer den Rahmen ab; sie kann jene hemmen oder fördern. Von den naturhaften Erscheinungen, die im wesentlichen die potentielle Tragfähigkeit, die sogenannte „Kapazität“ des Raumes bestimmen, übt den stärksten Einfluß wohl das Klima aus. Unter den kulturellen ist es die Arbeitsenergie (= Intelligenz + Wille) der jeweiligen Landesbewohner, von der die wirkliche Erzeugung des Raumes, die „Produktion“ i. e. S. abhängt. Zu diesen Erscheinungen treten allerdings, um die eigentliche Rentabilität der Wirtschaft erstehen zu lassen als den „Angelpunkt bei der Raumgestaltung der Wirtschaftslandschaft“ ²⁾, noch allerlei „ungeographische Faktoren“: Welthandelspreise und Wirtschaftspolitik mit anderen Staaten, auch Bodenbesitzverhältnisse sowie Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung. Erst aus dieser vielschichtigen Kombination von raumgestaltenden Faktoren ergibt sich jeweils eine „Wirtschaftslandschaft“.

¹⁾ Vgl. hierzu F. Termor: *Natürliche Grundlagen amerikanischer Staatsentwicklung*. (Zeitschrift für Geopolitik.) 1924. — Dgl. F. Niedermayer: *Ibero-Amerika*. Berlin 1941.

²⁾ H. Hassinger: *Geographie des Menschen*. (In: F. Klutes „Handbuch der geographischen Wissenschaft“). Potsdam 1937 ff.)

In solchem Sinne stellt nun das ganze Südamerika durchaus noch Jungland, besser gesagt: „Neuland“, in der Weltwirtschaft dar. Schon das statistische Bild seiner Bodenbedeckung kündigt das an (in % der Kontinentfläche, nach H. Wagner und A. Supan): Wald 45 — Steppe 22,3 — bebautes Land 21,4 — Ödland 11,3 (vgl. hierzu Abb. 2 und 3). Mithin herrschen durchaus die natürlichen Formationen im Landschaftsbilde vor: Wald + Steppe + Ödland = zusammen fast 80%! Demgegenüber zeigt das statistische Bild unseres weltwirtschaftlichen „Altlandes“ Europa (in % der Kontinentfläche): bebautes Land 44 — Wald 30 — Ödland 20 — Steppe 6, — mithin das fast erreichte Gleichgewichtsverhältnis zwischen bebauter und natürlicher Landschaft (44:56).



Noch anschaulicher wird die wirtschaftliche „Neuland“-Struktur Südamerikas gekennzeichnet durch das Kartenbild der räumlichen Verteilung seiner Wirtschaftsformen, wie aus Abb. 5 einprägsam genug hervorgeht. Die niederen Formen (Sammelwirtschaft, Jagd nebst Hackbau, Viehzucht) nehmen danach flächenmäßig weit überwiegend den gesamten Binnenraum des Kontinents ein, während die höheren Formen (Pflanzenbau, Industrie, Bergbau) zuallermeist nur die Küstenzonen erfüllen. Ferner: der geschlossenen Weiträumigkeit binnenländischer Primitivbewirtschaftung entspricht — als gleichsinniges System wirtschaftlichen Jugendstadiums — das nur flecken- oder ländersweise Vorkommen der Kulturwirtschaftsflächen auf dem maritimen Kontinentrande.

Grell offenbart sich der Zustand dann im Zahlenbilde, worin das Verhältnis von Gesamtfläche und Ackerland innerhalb der einzelnen Staaten erfaßt wird. Da eine Reihe von südamerikanischen Staaten in dieser Hinsicht noch nicht statistisch bearbeitet wurde, seien wenigstens die folgenden aufgezählt¹⁾:

Name	Staatsraum (Mill. ha)	Ackerland (Mill. ha)	In % = des Staatsraums
Brasilien	851	5.0	0.6
Uruguay	19	0.4	2.1
Chile	74	2.0	2.7
Argentinien	298	21.0	7.0

Zum Vergleich betrachte man einige Beispiele von europäischen Staaten; es beträgt das Ackerland (= Felder + Gärten) in % des Staatsraumes, in: Deutschem Reich 49 — Italien 46 — Spanien 39 — England 25!

Hoher geographischer Erkenntniswert ist übrigens auch der Ertragshöhe der ackerbaulich genutzten Landflächen beizumessen. So beträgt die Gesamtdurchschnittsernte in dz auf jeweils

1) Vgl. P. Krische: Bodenkarten und andere kartographische Darstellungen der landwirtschaftlichen Produktion verschiedener Länder. Berlin 1928.

1 ha der für die menschliche Ernährung wichtigsten Hauptfrüchte (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Reis, Kartoffeln, Zuckerrüben und Rohrzucker) in den Staaten:

Brasilien.....	17.2	(Zum Vergleich: Deutsches Reich.....	49.7
Chile	17.1	England	35.7
Argentinien.....	10.4	Italien.....	19.5
Uruguay	7.5	Spanien.....	10.9)

Aus allen derartigen statistischen Übersichten spricht eine typische, durch ganz Südamerika hin gültige „Unausgeglichenheit in der Besitzergreifung des Bodens“¹⁾, d. h. seiner wirtschaftlichen Nutzung hinsichtlich Flächengröße und Ertragshöhe. Für die Erkenntnis dieses Zustandes bietet nun die Karte der Bevölkerungsverteilung (vgl. Abb. 6) ein wesentliches Hilfsmittel: sie enthüllt schlagend die vitale Schwäche des Kontinents! Es fehlt ihm an Menschen. Es fehlt damit die für ein gesundes und kraftvolles Staatsleben unabdingbar notwendige „innigere Bindung zwischen Mensch und Raum“. Von jener größtmöglichen Bevölkerung (1200 Mill. = 100%), die bei restloser Ausnutzung der Nährfläche und deren intensivster Bewirtschaftung würde von der eigenen Scholle leben können in Südamerika²⁾, stellt die tatsächliche heutige Bewohnerzahl (85 Mill.) erst einen sehr bescheidenen Bruchteil dar, nämlich 7%. (Als entsprechende Zahlen gelten: in Nordamerika 19%, in Westeuropa aber bereits 117%!). Um ein zentrales Riesengebiet, das wegen seines tropisch-„amphibischen“ Walddlandschaftscharakters fast menschenleer oder nur äußerst schwach bewohnt ist (1–10 Einwohner auf 1 qkm), erscheint eine schmale Girlande mit nur etwas dichter Besiedlung gelegt (10 bis 20 Einwohner), die dem auf zwei Dritteln seiner Gesamtlänge gemäßigt-klimatischen und daher (besonders für Weiße!) siedlungsgünstigen Kontinentalrande folgt, jedoch an dessen tropischer Nordostseite sowie am (arid-nivalen) Südzipfel aufgerissen ist. Im übrigen wird sie nur fleckenweise von zumeist städtischen bzw. industriellen Dichtezonen durchsetzt (über 20 Einwohner auf 1 qkm), die auf Grund bewußter Auswahl und Nutzung ihrer bergbaulichen bzw. landwirtschaftlichen und (ozeanisch-) verkehrsmäßigen Standortgunst entstanden. So stellen denn auch die südamerikanischen Staaten, von der europäischen Städtekulturlandschaft aus gesehen, nichts anderes dar als „vorläufig nur Keimzellen, denen Lebensräume zugewiesen sind, die sie bis jetzt auch nicht im entferntesten zu erfüllen vermögen“³⁾. Diese Ansicht würde schließlich nur noch erhärtet werden durch den Einblick in die Struktur des südamerikanischen Verkehrswesens.

V.

Indem politische Führung sich bestrebt, die durch geographische Lage bedingte physische und kulturelle Ausstattung eines Staatsraumes für das nationale Leben zu sichern, zu entwickeln und zu nutzen⁴⁾, wirkt sie als „Treuhänder des Schicksals“ für Boden und Volk. Die zwar europänahe, aber insgesamt doch „abseitige“

1) Vgl. O. Maull: Brasiliens geopolitische Struktur. (Zeitschrift für Geopolitik.) 1924. — F. Kühn: Die Verteilung der Gemeinden im Siedlungsgebiet Argentinien. (Zeitschrift für Geopolitik.) 1926.

2) A. Fischer: Zur Frage der Tragfähigkeit des Lebensraumes (Z. f. G. 1925).

3) K. Dietzel: Südamerika als kolonialer Erdteil. (Hans-Meyer-Festschrift.) Berlin 1928.

4) Vgl. A. Hettner: Die geographischen Grundlagen der Politik. (Deutsche Politik.) Weimar 1917.

Lage Südamerikas, sodann die oben gekennzeichnete „vitale Schwäche“ des Kontinents sind nun die geographischen Grundkomponenten seines politischen Verhaltens in der Welt.

Seit der Wende zum 20. Jahrhundert – und nach einer an Staatsumwälzungen und Wirtschafterschütterungen reicher Anfangsgeschichte¹⁾ – errang Südamerika überhaupt erst eine gewisse ökonomische Bedeutung als Rohstofflieferant landwirtschaftlicher und bergbaulicher Produkte im Getriebe der modernen Weltwirtschaftspolitik. Aus dieser Stellung erwächst nun die gegenwärtige Schicksalsprüfung. Es handelt sich dabei um die Entscheidung zwischen Europa-Verbindung und USA.-Hörigkeit²⁾. Seit langem erscheint sie vorangezeigt in dem deutlichen Riß, der quer von SW nach NO durch das wirtschaftsgeographische Staatenbild Südamerikas zieht.

Südamerika bestritt 25% der europäischen Gesamteinfuhr (aus außereuropäischen Ländern) und empfing 16% der europäischen Gesamtausfuhr. Das bedeutete jedoch für die wichtigsten der südamerikanischen Staaten 50–80% ihrer Gesamtausfuhr und über die Hälfte ihrer Einfuhr³⁾. Von der argentinischen Ausfuhr z. B. entfielen auf Europa 77,7%, von der chilenischen 70,8%, von der brasilianischen 52,3%. Von der chilenischen Einfuhr kamen aus Europa 59,8%, von der argentinischen 56,0%, von der brasilianischen 54,2%. – Anders verhielt es sich allerdings mit dem Außenhandel der nördlichen und nordwestlichen Staaten Südamerikas: hier dominieren die USA. Von Columbias Ausfuhr z. B. entfielen auf die USA. 75,3%, von Perus Ausfuhr 54,3%. Von des ersteren Einfuhr kamen aus den USA. 54,0%, von Perus Einfuhr immerhin noch 46,9% (aus Europa: 45,9%⁴⁾). Von allen südamerikanischen Staaten hatten Brasilien und Peru allein USA.-Ausfuhrüberschüsse, alle übrigen bereits USA.-Einfuhrüberschuß. Und nur durch ihre Europa-Ausfuhrüberschüsse war es den meisten möglich, ihre Einfuhr aus den USA. bezahlen zu können⁵⁾. Im besonderen floß z. B. der Ausfuhrerlös für Salpeter (Chile), Kupfer (Peru), Zinn (Bolivia), Erdöl (Columbia) nicht in die südamerikanischen Staaten zurück, sondern blieb überwiegend „in den Kassen der USA.-Bergwerksbesitzer“. Auf die kürzeste Formel gebracht, zeigte sich im Außenhandel zwischen Europa (E.), Südamerika (SA.) und den Vereinigten Staaten (USA.) folgendes Zahlenverhältnis (in Prozentzahlen der jeweiligen Gesamteinfuhr und Gesamtausfuhr)⁵⁾:

Name	% der Gesamteinfuhr	% der Gesamtausfuhr
Europa	{ von SA... 25	{ nach SA... 16
	{ „ USA . 18	{ „ USA . 19
Südamerika	{ „ E.... 56	{ „ E.... 50–80
	{ „ USA . 25	{ „ USA . 20
	{ „ E.... 30	{ „ E.... 42
USA.....	{ „ SA... 12	{ „ SA... 5

1) S. hierzu E. Niedermayer: Ibero-Amerika. Berlin 1941. — Frh. v. Pölnitz: Die Staatenentwicklung in Spanisch-Südamerika. (Zeitschrift für Geopolitik.) 1924.

2) Vgl. E. Samhaber: Südamerika in der Weltpolitik. (NS-Monatshefte.) 1940.

3) G. Gebhardt: Europas Wirtschaftsfreiheit. (Das neue Europa, Schrift 3.) Essen 1941.

4) Vgl. den Aufsatz „Die USA. und Ibero-Amerika“ im Völkischen Beobachter vom 18. Januar 1942.

5) Z. T. errechnet nach dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich.“ Berlin 1937.

In ein tragisches Stadium ist, seitdem für die südamerikanische Einfuhr die Tore Europas verschlossen sind, die Absatzfrage für die landwirtschaftlichen Überschußerzeugnisse Südamerikas getreten. Denn diese Produkte sind ausschlaggebend für die Rentabilität der bislang auf Monokulturen erbauten südamerikanischen Volkswirtschaften, und sie bestimmen zugleich den Lebensstandard des betreffenden Erzeugervolkes. Europa war nun einmal der „unentbehrliche Absatzmarkt Südamerikas“, die USA. dagegen – selber mehr als ausreichend mit jenen Produkten versehen – können jene südamerikanischen Überschußerzeugnisse nicht abnehmen. So werden die südamerikanischen Staatsregierungen gezwungen, ihren landwirtschaftlichen Produzenten die unverkäuflichen Bestände abzunehmen und also Staatsgelder unproduktiv zu verwenden. Und hier beginnt geradezu zwangsläufig die vom Dollar ausgehende Macht zu wirken (Staatsanleihen aus den USA!), um so stärker als das bisher konkurrierende englische Kapital in Südamerika (etwa 4 Milliarden Dollar zusammen) inzwischen wohl schon in USA.-Besitz übergegangen und zu den seitherigen amerikanischen Investitionen (etwa 3,3 Milliarden Dollar) gestoßen ist¹⁾. Jedenfalls sind jetzt die USA. dabei, ihre Wirtschaftsherrschaft über die südamerikanischen Märkte und damit auch Staaten uneingeschränkt zu stabilisieren.

Es fragt sich nur, wie weit demgegenüber die „integralistischen Aktionen“ der größten südamerikanischen Staaten, d. h. ihre auf völkische und wirtschaftliche Unabhängigkeit gerichteten Bewegungen stark und ausdauernd genug sein werden, ihren vorwiegend auf europäischen (= iberischen) Geist- und Rassefundamenten fußenden Kulturoptimismus zu nationalpolitischer Gestaltung zu ballen. Als retardierendes Gewicht würde allerdings bei einer solchen Entwicklung der überaus große Bevölkerungsanteil der Analphabeten wirken, solange er den hohen Stand von 1926 nicht wesentlich unterschritten hat: von Brasilien 85,2% über Bolivia 82,9% und Columbia 73% (der Männer) bis herunter zu Uruguay 39,8%²⁾. Immerhin ist es nicht undenkbar, daß eines Tages noch Realität wird, was inmitten der gegenwärtigen Bedrängnisse und Hemmnisse noch als Utopie anmutet: es könnte nämlich der Südamerikaner, „der bisher wie gebannt auf das Weltmeer und nach außen blickte, sich endlich den ungeheuren Gebieten im Landesinnern zuwenden, die heute noch fast menschenleer sind, in denen es keine Wirtschaft im bisher gültigen Sinne, nämlich abhängig vom ausländischen Kapitalismus gibt. Welche Kräfte und Werte aber schlummern noch in diesem gewaltigen Erdteil, die nur deswegen nicht gehoben wurden, weil sie auf Grund ihrer Lage für den Weltmarkt, wie ihn England und Nordamerika formten, nicht in Betracht kamen! Ja, würde nicht die Abkehr von den den verstädterten und überfremdeten Häfen mit ihren von fremdem Gelde errichteten Prachtbauten zugleich die Rückkehr zu den eigentlichen Quellen des südamerikanischen Wesens bedeuten und dem südamerikanischen Menschen und seiner eigenständigen Kultur zugute kommen?“³⁾

1) M. Markwart: Neutralität gegen Weltmacht in Amerika. (Z. f. G. 1941.)

2) Nach der Zeitschrift für Geopolitik, Heft 12, 1926.

3) E. Samhaber: Südamerika in der Weltkrise. „Das Reich“, 23. März 1941.

HEINZ KLOSS

Sprachliche Landschaften Nord- und Südamerikas

Das in der europäischen Öffentlichkeit vorherrschende Bild vom sprachlichen Zustand des amerikanischen Kontinentes ist sehr einfach gegliedert: Nordamerika gilt als englischer, Mittel- und Südamerika als teils spanischer, teils portugiesischer Sprachboden. Diese Anschauung findet ihren Ausdruck in den bekannten Bezeichnungen „Angloamerika“ (wofür man, mit Hellpach, besser „Angelamerika“ sagt) und „Iberoamerika“. Allenfalls erinnert man sich der Tatsache, daß es in Westindien und Guayana einige Gebiete mit niederländischer oder französischer Amtssprache gibt.

Von diesen ist nur Haiti nicht Kolonie, sondern ein (wenigstens dem Namen nach) unabhängiges Gebiet. Gerade hier wird die französische Amtssprache von einer fremden Rasse, der schwarzen, getragen, was die Bedeutung der Sonderstellung Haitis bis zu einem gewissen Grade wieder aufhebt.

In Wirklichkeit ist das sprachliche Bild Amerikas ungemein verwickelt. Die obengenannten Einheitslandschaften „Iberoamerika“ und „Angelamerika“ werden von fünf Gruppen von Sprachgemeinschaften durchsetzt: 1. Iberern im englischen Sprachgebiet; 2. Angehörigen anderer europäischer Sprach- und Volksgemeinschaften (also Nichtangelsachsen und Nichtiberern); 3. Eingeborenen, die ihre eigenen Sprachen bewahren; 4. Negeren, die sogenannte „kreolische“ Abarten der Europäersprachen sprechen; 5. Angehörige asiatischer Rassen.

Als wirklich wichtig können wir hiervon die sprachlichen Sondergemeinschaften bezeichnen, die entweder zahlenmäßig absolut so stark oder räumlich so weit verbreitet sind, daß mit ihrem Verschwinden nicht so bald zu rechnen ist, oder die im Verhältnis zur Gesamtinwohnerschaft eines (kleineren) Staates so bedeutend sind, daß das gleiche zu erwarten ist, oder die sich im Besitze amtlicher Sprachrechte befinden, die die nähere Zukunft dieser Sprache zu gewährleisten scheinen.

Zwei Sprachgemeinschaften haben in besonders überzeugender Weise ihre Eigenständigkeit und Lebenskraft bis heute bewahrt: die Franzosen in Kanada und die Guarani in Paraguay. Diese beiden widerlegen am sinnfälligsten die Behauptung von der sprachlichen Zwei- oder Dreigliederung Amerikas.

Von den Franzosen in Kanada, deren Sprache im Gesamtgebiet des Bundes die amtliche Gleichberechtigung und in Quebec sogar tatsächlichen Vorrang genießt, ist das in Europa einigermassen bekannt¹⁾. Nahezu unbekannt ist der Fall der Guaranisprache. Sie wird in weiten Gebieten Südamerikas, in Paraguay sogar von der großen Mehrheit gesprochen²⁾.

Das Guarani

Es wäre verlockend, den Vergleich zwischen dem Guaraniland und Quebec dahin auszuspinnen, daß man sagt: Wie Quebec aus kirchlich-religiöser Wurzel erwuchs — es wurde manchmal der einzige weiße Kirchenstaat der Gegenwart genannt —, so gehen auch die Anfänge Paraguays auf kirchenpolitische Impulse zurück; der Jesuitenstaat von Paraguay im 18. Jahrhundert verwandte das Guarani als innere Verwaltungssprache. Aber der Zusammenhang zwischen jenem Jesuitenstaat und dem heutigen Paraguay ist locker. Das Schwergewicht des Jesuitenstaates lag im westlichen Rio Grande do Sul und in der argentinischen Provinz Misiones, östlich des heutigen Paraguays; es ist unsicher, ob die Zähigkeit, mit der das Guarani heute festgehalten wird, mit Erinnerungen aus jener älteren Epoche zusammenhängt.

Einen furchtbaren Rückschlag erlitt Paraguay und damit die Guaranikultur im Krieg 1869 bis 1872 mit Argentinien, Brasilien und Uruguay, der nicht nur die Bevölkerung von 800 000 auf 270 000 verringerte, sondern auch das Selbstbewußtsein des Landes brach und in dem bis dahin diktatorisch regierten Lande die autoritäre Regierungsform in Verruf brachte.

1) Der USAmerikaner T. J. Wertenbaker führt in seinem Buch „The Founding of American Civilization“ (1938, S. 1) geradezu eine Vierteilung Amerikas ein und spricht von den „great nations speaking English, Spanish, Portuguese or French“, die in Amerika entstanden.

2) Vgl. zum folg. G. Möller: Paraguay [Länderbericht] in: Ibero-Amerikanische Rundschau. Hamburg, Jg. 5, 1939 (S. 88—90).



Die Ausbreitung des Guaraní

Paraguay mußte damals große Gebiete, in denen das Guaraní bis heute Umgangssprache geblieben, an Argentinien abtreten. Nach einer langsamen Wiederbefestigung der völkischen Lage hat der Chacokrieg, in dem Bolivien von Paraguay besiegt wurde, das Selbstbewußtsein der Paraguayyer, die heute etwa 1 Million zählen, endgültig wiederhergestellt und damit sowohl autoritären Ideologien wie einer verstärkten Pflege des Guaraní Bahn gebrochen; schon seit 1930 besteht in Asuncion eine freie Akademie zur Festlegung von Rechtschreibung und Grammatik des Guaraní. Hier wird die Parallele mit Québec schlagend; auch dort besteht in einem anderssprachigen Meer eine sondersprachige Insel, in der sich die Pflege völkischer Überlieferung mit einer deutlichen Aufgeschlossenheit für autoritäre Gedankengänge verbindet. Ähnlich wie Québec ist auch Paraguay ein Dorn im Auge derer, die die beiden Amerika nach Kultur und politischem Lebensstil einheitlich (hier

mit angelsächsischer, dort mit iberischer Tönung) ausrichten möchten.

In Paraguay verband sich der indianische Gedanke mit dem Erlebnis eines nationalen Freiheitskampfes. Seine autoritäre Regierung stand unter der Führung des Siegers im Chacokrieg, des Generals Estigarribia; der plötzliche gewaltsame Tod dieses Mannes gibt Anlaß zu Vermutungen über die möglichen Ursachen. Die Zukunft Paraguays kann man sich so vorstellen, daß es, wie Irland das Englische, das Spanische als Verbindungssprache zur übrigen Welt weiterhin pflegt, daß aber das Guaraní (wie in Irland die irische Sprache) mehr und mehr zum eigentlichen Volkstumssymbol wird.

Andere Indianersprachen

So weit wie in Paraguay ist die Wiederbefestigung der Indianersprachen sonst nirgends fortgeschritten. Das scheint der landläufigen Auffassung zu widersprechen, wonach der größere Teil Spanischamerikas von einer Rückbesinnung auf die indianische Blutsgrundlage und Kulturwerte erfaßt und diese Rückbesinnung in Mexiko am weitesten fortgeschritten sei.

Man muß hier zwischen rassischen und sprachlichen Gegebenheiten unterscheiden. Wohl ist in Mexiko ein besonders großer Teil der Bevölkerung dem Blute nach noch rein indianisch, und wohl ist man in diesem Staate besonders eifrig bemüht, den Indianern unter Belebung seines Überlieferungstolzes zu einem bewußten Mitträger des Staates zu machen. Aber diese Bemühungen verfolgen keineswegs den Zweck, Mexiko aus dem iberischen Kulturkreis herauszuführen. Gelegentliche Versuche, im Rahmen einer Kräftigung des indianischen Volksteils auch die Indianersprachen zu stützen, wie sie in Mexiko auch in den letzten Jahrzehnten hie und da vorgekommen sein sollen, mußten an drei Gegebenheiten scheitern: einmal daran, daß die Mehrheit der Bevölkerung, ja selbst die Mehrheit der Vollblutindianer bereits verspanischt ist, alle derartige Sprachpflege also von vornherein nur einer Minderheit gelten kann, ferner daran, daß anders als in Paraguay das eigensprachig gebliebene Indianertum in eine Vielzahl von Sprachgemeinschaften aufgespalten ist und endlich daran, daß die Vorstellungswelt der geistigen Führer des neuen Mexiko sehr stark westeuropäisch bestimmt ist; in ihren Augen ist die Sondersprachigkeit mancher indianischer Gebiete das Sinnbild einer kulturellen Rückständigkeit, die diese fortschrittsgläubigen Männer unter allen Umständen überwinden wollen.

Im Jahre 1930 sprachen von den über 5 Jahre alten 14 Millionen Einwohnern Mexikos bereits 11,6 (83,6 v. H.) ausschließlich Spanisch. Die „Sprachindianer“, wie wir die Träger einer indianischen Sprache im Gegensatz zu den bloßen „Rassenindianern“ nennen können, bilden die Mehrheit der Bevölkerung nur in Yucatán (72,2 v. H.) und Oaxaca (56,3 v. H.).

Eine stärkere volkspolitische Bedeutung als den Indianersprachen Mexikos und Guatemalas kommt in Iberoamerika dem Ketschua und dem Aimara zu¹⁾. Das letztere wird vornehmlich im südwestlichen Bolivien gesprochen, hier innerhalb des ganzen Departements La Paz mitsamt der Hauptstadt sowie in einem Teil des Departements Oruro unter Einschluß von Teilen der Provinz Chapank sowie im Süden in der Gegend des Sees Poopo. Das Sprachgebiet ragt auch nach Peru hinein, vornehmlich in den Provinzen Cercado de Puno und Chucuito. Die Sprachgrenze gegenüber dem Ketschua verläuft etwa in der Gegend der Stadt Puno. Das Ketschua wird seit der vorkolumbischen Zeit in den Andengebieten von Peru gesprochen. Die Spanier machten es zur Sprache der Christianisierung und trugen dadurch stark zu seiner Ausbreitung bei. Im heutigen Ecuador, wo es beim Eintreffen der Europäer nur als Staatssprache der Inkas verbreitet war, wurde es in spanischer Zeit zur Muttersprache der Eingeborenen; darüber hinaus wurde es bis nach Kolumbien weitergetragen (Staat Tolima). Im Süden wird Ketschua in größeren Teilen von Bolivien gesprochen sowie in den Andenregionen von Argentinien. Auch hier im Süden hat es sich noch in der spanischen Kolonialzeit ausgebreitet und insbesondere das Aimara zurückgedrängt. In den Küstengebieten von Peru ist es umgekehrt seinerseits größtenteils durch das Spanische verdrängt worden. Die Andengebiete hingegen sind zum großen Teil noch einsprachig indianisch. Für den Fortbestand des Ketschua in Peru ist günstig, daß keine andere Indianersprache in diesem Staate ein auch nur annähernd gleiches Gewicht besitzt, ungünstig hingegen, daß doch beträchtliche Teile des Landes, vornehmlich Küstengebiete, bereits verspanischt sind. Für den Fortbestand von Ketschua und Aimara in Bolivien ist günstig, daß es größere Landesteile, die voll verspanischt wären, noch nicht gibt, ungünstig, daß zwei starke indianische Sprachgemeinschaften nebeneinander stehen, zwischen denen überdies eine traditionelle, bis in die vorkolumbische Zeit zurückreichende Abneigung besteht.

Eine gewisse Bedeutung hat endlich noch das Eskimoische, das in Grönland und Alaska die Sprache der Bevölkerungsmehrheit ist und in Grönland auch als Schrift- und Amtssprache entwickelt wurde²⁾.

Iberer im englischen Sprachgebiet

Die englische Sprache in Iberoamerika wird zwar von oft sehr ansehnlichen Ausländer-niederlassungen gesprochen, aber kaum je von bodenständigen Gruppen. Ausnahmen sind die kleinen angelsächsischen Gruppen in Chile und Kuba und mehr noch die zahlreichen westindischen Neger englischer Zunge an der Ostküste der mittelamerikanischen Kleinstaaten.

Um so zahlreicher sind sprachspanische Gruppen im angelamerikanischen Bereich: eine Volksgruppe von 1,8 Millionen auf der Insel Portoriko, ferner in USA. 300 000 Köpfe als geschlossene Volksinsel im nördlichen Neu-Mexiko (250 000) und südlichen Kolorado (50 000), endlich mexikanische Einwandererscharen in Stärke von 700 000 im südlichen Texas und von 350 000 im südlichen Kalifornien; hier wie auch in Teilen von Arizona, wo über 100 000 Mexikaner leben, bilden diese Einwanderer an vielen Orten die Mehrheit der Bevölkerung. Es besteht hier ein echtes Grenzlandvolkstumsproblem mit all den latenten politischen Spannungsmöglichkeiten, die dazu gehören.

Andere europäische Gebiete

Es gibt außerdem noch andere weiße Einwanderungsgruppen, die weder zur iberischen noch zur angelsächsischen Sprachfamilie gehören: eine Volksinsel aus der Zeit vor 1800 sind vornehmlich die oft fälschlich totgesagten Franzosen von Louisiana (mindestens 200 000, wahrscheinlich 400 000 Köpfe); unter kanada-französischem Einfluß gewinnen sie neuerdings an Leben; ferner die in ihrem Bestand wesentlich gefährdeten Pennsylvaniadeutschen, von denen schätzungsweise noch 400 000 nicht verenglist sind; bei ihnen ist allerdings das Hochdeutsche ausgestorben, während die „pennsilfaanische“ (amerika-pfälzische) Mundart sich als Wettbewerber des Englischen hielt. Zu erwähnen wäre endlich noch eine gälische (hochschot-

1) Vgl. zum folg. die Angaben bei A. Meillet: *Les langues du Monde*. Paris 1924, 651–653, 666–670.

2) Für Grönland vgl. Knud Oldendow: *Gronlandere og Dancke*. In: *Det Gronlandske Selskratskrift* 1939. Kopenhagen 1939, 21–53.

tische) Volksinsel in Neu-Schottland (Ostkanada), die kleinste, aber anscheinend sprachlich ungebrochenste der drei Gruppen¹⁾.

An jüngeren Gruppen mit starker ländlich-volksinselmäßiger Verwurzelung sind vornehmlich zu nennen die Deutschen in Brasilien (vor allem Rio Grande do Sul, Santa Katharina, Parana und Espirito Santo), in Argentinien (vor allem Entre Rios, Misiones und Buenos Aires), Südchile und Paraguay; die Italiener in Brasilien (vor allem Sao Paulo, Santa Katharina und Rio Grande do Sul) und Argentinien; die Norweger und Schweden im Mittelweste der Vereinigten Staaten; die Ukrainer in den kanadischen Prärieprovinzen. Als kleinere Gruppen mit bedeutender ländlicher Verwurzelung seien aus den Vereinigten Staaten noch die Tschechen, Niederländer, Dänen und Finnen erwähnt. Die größte, aber am schwersten überschaubare Gruppe sind die Deutschen auf zahlreichen Volksinseln im Binnenraum Angloamerikas, von der kanadischen Prärie bis hinunter nach Texas.

Unter den größeren Einwanderergruppen mit fehlender oder geringer volksinseliger Verwurzelung sind vor allem zu nennen: die Ostjuden (Jidden) in den Vereinigten Staaten, aber auch in den Großstädten Kanadas und Argentinien, ferner in den Vereinigten Staaten die Italiener, die Polen und die aus Kanada eingewanderten Neuenglandfranzosen, drei Gruppen, die gleich den Ostjuden weit über die Millionengrenze hinausragen; ferner vor allem Slowaken, Litauer, Madjaren, Ukrainer und Kroaten (hingegen verhältnismäßig wenig Esten, Letten, Serben, Rumänen und Bulgaren). Endlich sind die Deutschen, die wir bereits als Volksinselgruppe kennenlernten, daneben auch in den Großstädten durch junge und jüngste Einwanderung scharenweise vertreten.

Eine Gliederung gerade unter diesen städtischen Gruppen wird vornehmlich danach zu erfolgen haben, wieweit sie den natürlichen, die schnelle Assimilation fördernden Einwirkungen der Großstadtmwelt einen bewußten Widerstand entgegensetzen. Unter diesem Gesichtspunkt sind Polen und Neuenglandfranzosen wichtiger als auch die großstädtischen Italiener und die Deutschen. Einen Sonderfall bilden die Ostjuden, die sich sprachlich schnell verenglichen, ohne damit als Sondergruppe unterzugehen.

Die Stellung der verschiedenen hier aufgezählten Volksgruppen europäischen Ursprungs zu ihrem Staat ähnelt in vielen Fällen, was immer auch Konferenzen in Lima und anderswo darüber beschlossen haben mögen, der Stellung europäischer Volksgruppen zu ihrem Staat. Dabei macht sich ein entschiedener Unterschied geltend zwischen Angloamerika und Iberoamerika. Im nördlichen Erdteil nämlich geht die Anerkennung der Volksgruppen in nicht wenigen Fällen so weit, daß ihre Sprache amtliche Berücksichtigung von seiten des Staates findet. Das Beispiel der Franzosen von Kanada ist bekannt genug; auch Portoriko weist eine vollkommene Zweisprachigkeit des amtlichen Lebens auf²⁾. Auch im festländischen Neu-Mexiko benützt das Unterhaus die spanische Sprache neben der englischen in seinen Debatten; öffentliche Bekanntmachungen erfolgen in beiden Sprachen. Die deutsche Sprache wurde einst von Hunderttausenden von Schülern an öffentlichen Grundschulen aller Landesteile der Union gelernt. In Ontario war 1850—1890 die rein deutsche öffentliche Schule gestattet, in Manitoba 1897—1916 die zweisprachige öffentliche Grundschule³⁾. Der iberische Herrschaftsraum hingegen beschränkte sich in der Vergangenheit und, soweit er noch besteht, in der Gegenwart im großen und ganzen auf eine Duldung der privaten Volkstumspflege. Es war als ein Höhepunkt deutscher Volkstumsarbeit in Südamerika zu betrachten⁴⁾, wenn dort zeitweilig 60 000 deutsche Kinder privaten muttersprachlichen Unterricht erhielten, während in den Vereinigten Staaten um 1900 230 000 Kinder allein an öffentlichen Grundschulen deutsch unterrichtet wurden, wozu noch 320 000 Privatschüler kamen.

1) Vgl. Kloß: Volksgruppenrecht in den Vereinigten Staaten, Bd. 1, Essen 1940, S. 137 ff., 216 ff.; Bd. 2 (1942), S. 912.

2) Vgl. Kloß: a. a. O., Bd. I, Potoriko, S. 530 ff., Neu-Mexiko, S. 311 ff. Es ist Aufgabe dieses umfangreichen Werkes, die Übereinstimmungen zwischen europäischen und nordamerikanischen Volksgruppenfragen deutlich zu machen.

3) H. Lehmann: Zur Gesch. d. Deutschtums in Kanada, I. Das Deutschtum in Ostkanada. Stuttgart 1931, S. 82—84. Ders.: Das Deutschtum in Westkanada. Berlin 1939, S. 334—335.

4) Vgl. „Volksforschung“. Stuttgart, Jhrg. 4, 1940, S. 174/5.

Negersprachen

Der Zahl der Rassenangehörigen nach stehen die Neger den Indianern nahe. Auf sprachlichem Gebiet aber ist ihre Bedeutung gering, da sie ihre afrikanischen Sprachen abstreiften und selbst als Schriftsprachen fast ausnahmslos Europäersprachen annahmen. Nur in drei Fällen haben die von ihnen gebrauchten sogenannten kreolischen Mundarten eine gewisse schriftsprachliche Bedeutung gewonnen.

Am weitesten gediehen ist das Papiamentto, ursprünglich eine negerspanische Mundart, die viele fremde, vor allem niederländische Bestandteile aufgenommen hat und auf Curacao nicht nur die Hauptumgangssprache, sondern auch Zeitungssprache wie überhaupt in bescheidenen Grenzen Literatursprache geworden ist. An zweiter Stelle sei das Negerfranzösische, das sogenannte Créole von Haiti genannt, das die einzige Umgangssprache von 90 v. H. der dortigen Bewohner ist. Mehr und mehr hat sich herausgestellt, daß sein Abstand vom Schriftfranzösischen so groß ist, daß eine Elementarerziehung der breiten Masse von Haiti eigentlich nur auf Grund des Créole erfolgen kann, das auch von Wissenschaftlern neuerdings eine „neuromanische Sprache“ genannt wird. An dritter Stelle ist „Ningre Tongo“ (oder „Taki Taki“) zu nennen, das Negerenglisch von Surinam. Es wurde durch die Aufnahme zahlreicher niederländischer Lehnworte geradezu germanisiert; durch die Annahme der niederländischen Rechtschreibung hat es das Gepräge einer eigenen Sprache angenommen, die ein bescheidenes eigenes Schrifttum (darunter eine Missionszeitschrift der deutschen Herrnhuter) aufweist.

Übrige Sprachen

Von den übrigen kreolischen Mundarten sei hier noch erwähnt das „Saramakanische“ (oder „Djoe Tongo“) der Buschneger von Guyana als die einzige Negersprache, die noch einen erheblichen Einschlag afrikanischer Worte aufweist. In einer Liste von 400 Worten waren 18 v. H. afrikanischen (6 v. H. westsudanischen, 12 v. H. bantuischen), 4 v. H. (19) indianischen, 38 v. H. niederländischen Ursprungs. Zahlenmäßig treten die Ostasiaten hinter den letztgenannten weit zurück. Da sie der sprachlichen Angleichung jedoch wenig unterlagen, ist ihre Bedeutung als sprachlicher Sonderfaktor nicht ganz gering. Vier Gruppen sind vor allem zu nennen: Die in einzelnen Teilen Brasiliens siedelnden Japaner¹⁾; rund 15000 Inder auf Trinidad; 100000 Inder in Guayana, davon 70000 im britischen, 30000 im holländischen Teil; 40000 Malaien in Surinam. Die Japaner im Fernen Westen der Vereinigten Staaten spielten eine erhebliche Rolle als Objekt der fernöstlichen Politik; trotz ihres geringen Anteils an der dortigen Gesamtbevölkerung fielen sie bald nach dem Kriegsausbruch im Dezember 1941 der Angstpsychose zum Opfer und wurden in das Landesinnere verwiesen.

Sprache und Rasse

Soweit man in Europa die Unterschiede im Gefüge der einzelnen Nationen Amerikas nicht einfach übersah, trennte man nicht deutlich zwischen völkisch-sprachlichen Verschiedenheiten auf der einen und blutmäßigen Verschiedenheiten auf der anderen Seite. Und doch bedeutet etwa der Indianismus in Paraguay mit seinen sprachlich unangeglichenen Volksmassen etwas ganz anderes als in Mexiko, wo die indianistische Bewegung auf sprachlichem Gebiet eher die endgültige „Europäisierung“ der Indianer anstrebt. Zwischen der Rassenfrage und der Sprachenfrage bestehen selbstverständlich manche Berührungspunkte; im allgemeinen wird die Vermischung zwischen zwei fremden Rassen sich dort stärker ausbreiten, wo zwischen ihnen keine Sprachenschanke besteht. Doch überschneiden sich Rassen- und Sprachenfragen auch vielfach. Es gibt in Iberoamerika auch große Gebiete, die blutmäßig noch rein indianisch und ohne einen Tropfen weißen Blutes sind, in denen aber nur spanisch gesprochen wird; umgekehrt gibt es Gebiete mit starker Mischlingsbevölkerung, in denen eine Indianersprache fortlebt, wie in Paraguay. Im Gegensatz zu Europa spielt der Gebrauch landschaftlicher Sonder Sprachen für das Bewußtsein der Sprecher und ihrer Nachbarn in Amerika nur vereinzelt eine Rolle. Es wird sich noch zeigen, welchen Einfluß der Krieg darauf ausübt.

1) Vgl. Geopolitik, 1937, S. 25 ff., 1942, S. 63.

Karawanenwege nach Eurafrika

Ein Bericht der „Rassegna Italiana“ (Mai 1942, Nr. 288) gibt einen Überblick über die Handels- und Verkehrsverhältnisse Südlibyens und die frühere feindselige Wirtschaftspolitik Frankreichs gegenüber dem Afrikabesitz Italiens.

„Südlibyens Römerstraßen dienten vor kurzem noch als Nachschubstraßen für die Wüstenstellungen. Früher wurden sie von den Karawanen zwischen Libyen und Zentralafrika benutzt. Nach dem Kriege werden sie ihre Rolle spielen bei der Schaffung Eurafrikas, eines der großen Kriegsziele der jungen, um ihr Dasein kämpfenden Völker.

Der Karawanenverkehr zwischen Libyen und Zentralafrika reicht zurück bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts. Damals blühte der Handel mit Straußenfedern. Die Strauße, die früher in großer Zahl in der Hochebene jenseits des Gebel von Tripolis lebten, waren nach Zentralafrika ausgewandert, wahrscheinlich, weil sie sonst den allzu rücksichtslosen Jagden zum Opfer gefallen wären. Um sich ihre wertvolle Ware zu beschaffen, mußten die Händler aus Tripolis und Benghazi immer weiter in das Landesinnere eindringen. Die auf diese Weise entstandenen Verkehrswege blieben bis heute unverändert: der eine geht in Richtung Cano, der andere nach Bornu und der dritte nach der Gegend von Wadai.

Die erste Straße in Richtung nach dem mittleren Sudan wurde im allgemeinen von den Händlern aus dem Ghadames eingeschlagen. Sie führte von Tripolis über Ghadames, Ghat, Air, Zindu nach Cano. Jährlich einmal ging eine Karawane im August ab. Da die Strecke Ghat—Cano vor Räubern nicht sicher war, vereinigte sich die aus Libyen kommenden Kaufleute in Ghat, mieteten dort Kamele und setzten von dort unter dem Schutz von Tuareghführern ihren Weg durch die Sahara fort. Die in umgekehrter Richtung nach Libyen gehende Karawane stand ebenfalls bis nach Ghat unter dem Schutz der Tuareghs. Dort löste sie sich auf, und jeder Kaufmann zog auf eigene Faust seines Weges, da das Gelände von da an sicher war. Alten Kaufmannsbüchern zufolge führten die Sudan-Karawanen von 1899 bis 1906 jährlich etwa für 500 000 Lire Waren aus Libyen aus und für rund 800 000 Lire neue Waren wieder ein. Durch die Konkurrenz mit der zwischen Sokota und Cano gebauten Eisenbahn und dem Wertzoll von 10% auf die nach dem Sudan eingeführten Waren ging der Verkehr seitdem zurück.

Die zweite Karawanenstraße, die nach Bornu, verlief von Tripolis aus über Murzuk, Tegerhi, Bilma (Kauar), Uguigni (Tschad) bis nach Kuka in Zentralafrika. Sie geht durch dattel- und quellenreiche Gebiete, so daß Nahrung und Trank für Kameltreiber wie Dromedare gesichert ist. Die Karawanen brachten auf diesem Wege vor allem Elfenbein und Straußenfedern auf den Markt nach Tripolis. 1892/93 kam dieser Verkehr durch den Einfall Sultan Zebars Rabab Bezirks zum Erliegen; er nahm dann wieder einen kleinen Aufschwung, um jedoch bald für immer zurückzugehen. Vor allem ließ der Handel mit Straußenfedern nach, teils infolge der süd-afrikanischen Konkurrenz, teils auch infolge des Baues von Eisenbahnen.

Die dritte Karawanenstraße ging von Benghazi über die Oasen Augila und Cufrä nach Tibesti. Sie erlebte ihre Blütezeit, als Khartum in die Hände des Mahdi fiel. Nachdem jedoch England dieses Gebiet wieder erobert hatte, ging es zurück. Die Waren wurden nunmehr auf dem Nil zur Küste befördert. Die von England seit 1900 erbauten Eisenbahnen richteten diesen Karawanenverkehr endgültig zugrunde.

Bis zur Eroberung Südlibyens durch Italien und in den Jahren unmittelbar danach nahm der Karawanenverkehr zunächst weiter-



hin ab. Er lebte jedoch wieder auf, sobald Ruhe und Sicherheit eintraten. 1937, dem letzten Jahr, für das Zahlenangaben vorliegen, trafen in Libyen 230 Karawanen ein aus Franz.-Äquatorialafrika, Franz.-Ostafrika, Tunis und Algerien; 233 Karawanen gingen aus Libyen ab. Sie führten Leder, Parfüm, Zucker, Tee, Gewürze ein, Datteln, Stoffe, Teppiche aus.

Der Karawanenverkehr wurde vom libyschen Generalgouvernement nach Kräften gefördert. Bei jedem Gebietskommando der libyschen Sahara wurde ein Karawanenverkehrsbüro errichtet, mit der Aufgabe, Material zu sammeln über den Bedarf der verschiedenen Märkte und die verfügbaren Warenmengen. Ihnen lag auch ob, die Karawanen durch Vorschußzahlungen an ihre Leiter zu finanzieren. Für sämtliche Handelszentren Fezzans war die Gründung von Agenturen der „Libyschen Sparkasse“ vorgesehen.

Frankreich verfolgte jedoch den wirtschaftlichen Aufschwung unserer Sahara-Oasen mit scheelen Augen. Es schraubte die Einfuhrzölle in den angrenzenden französischen Kolonien so hoch, daß die libyschen Karawanenhändler den bis dahin ständig wachsenden Handel nicht aufrechterhalten konnten. Der Schutz Zoll war beispielsweise in Kauar so hoch, daß unsere Karawanen darauf verzichten mußten, das Gebiet zu betreten. Frankreichs Versuch, unser tripolitanisches Hinterland zu schädigen, war durchaus nichts Neues. Schon im Juni 1894 und in Juni 1895 berichtete die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes hierüber ausführlich.

Wie in der Vergangenheit, so wird Libyen auch in Zukunft die Verbindung mit Zentralafrika herstellen. Es steht nur noch offen, ob die alten Karawanenwege als Autostraßen oder als Eisenbahnlinien wieder aufleben werden.

Die Rhone als europäischer Fluß

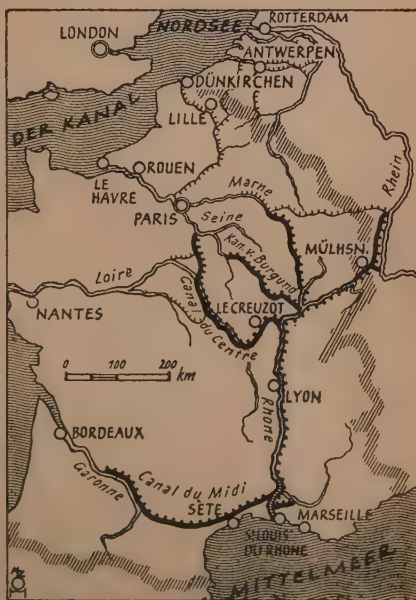
Ausgehend von den bisherigen Tatsachen der Weltwirtschaft beschäftigte sich die Genfer Monatsschrift „Le Mois Suisse“ (Mai 1942) mit der Rolle, die eine ausgebauta Rhone im künftigen europäischen Binnenverkehr spielen könnte.

„Die Schiffbarmachung der Rhone, der Bau eines ‚Transhylvétique‘, die Schiffbarmachung des Oberheins sind mit den Fragen einer künftigen europäischen Wirtschaftsordnung eng verknüpft.

Der der Schweiz, dem Wasserreservoir Europas, entspringende Rhein erreicht in über 850 km von Basel bei einem Gefälle von 235 m die Nordsee. Seine Wassermenge beträgt bei Basel im Durchschnitt 865 cbm, an der Mündung 1975 cbm je Sekunde. Er stellt über Rotterdam und Amsterdam den natürlichen Zugang der Schweiz zum Meere dar. Die ab Ulm schiffbare Donau, mit der die Schweiz durch den Inn verbunden ist, erreicht bei einem Gefälle von 468 m und einer Wassermenge von 6000–6500 cbm nach 2854 km das Schwarze Meer. Sie durchquert reiche Landwirtschafts- und Industriegebiete; die europäische Bedeutung Wiens ist unbestritten.

Die Rhone verläßt die Schweiz bei Genf in westlicher Richtung und biegt bei Lyon, wo sie die Saone aufnimmt, nach Süden. Ihre Länge beträgt von dort bis zum Mittelmeer 535 km, ihr Gefälle 371 m; ihre Wassermenge an der Schweizer Grenze 120, an der Mündung 500 cbm. Sie führt häufig schwere Hochwasser; seit 1874 wird an ihrem Bette gearbeitet. Es wurde bis jetzt auf 1,40 m vertieft. Bei 2 m könnten sie Kähne von 600–1000 t befahren. Ihre Schiffbarmachung zwischen Lyon und Genf erfordert gewaltige Arbeiten; bei nur 150 km Strecke beträgt das Gefälle reichlich 200 m.

Der Strom beherrscht einst den Verkehr vom Mittelmeer nach Norden; jetzt verfügt er nicht über die nötige Wirtschafts- und Bevölkerungsdichte, um ihn mit den beiden



anderen großen Wasserstraßen vergleichen zu können. Und doch ist die Rhone durch Kanäle mit dem Rhein, durch den Kanal von Burgund mit dem Becken von Paris, durch den Canal du Centre mit der Loire durch den Canal du Midi mit der Garonne verbunden. An den Enden dieses Fächers liegen die Häfen Marseille, Sète, Bordeaux,

Le Havre-Rouen, Dünkirchen, Antwerpen, Rotterdam.

Der Verkehr der Rhone hat bis jetzt nur mehr innerfranzösische Bedeutung. Sobald die Reichtümer Afrikas Europa zur Verfügung stehen, wird Marseille ihr natürliches Zugangstor. Dann wird auch die Rhone die ihr von der Natur zugedachte Rolle spielen.¹⁾

Zur Neuordnung der Siedlung. II

Als Gegenstück zu Krzymowskys „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ von 1939 (siehe unsere Besprechung im Maiheft 1940, S. 245) erscheint die „Deutsche Bauerngeschichte“ von Jakob Miller¹⁾. Die Bauerngeschichte unterliegt ganz allgemein der Gefahr einer ungeschichtlichen und — im Verhältnis zur sog. „Großen Politik“ — geradezu apolitischen Betrachtungsweise. Miller hat diese Gefahr in seinem, mit großem Ernst geschriebenen Buch weitgehend vermieden. Überhaupt merkt man auf Schritt und Tritt die enge Verbundenheit eines Verfassers mit der Bauernschaft, der er eine Reihe von Jahren als Leiter der Bauernschule auf der Mindelburg gedient hat. Dabei unterlaufen hin und wieder der Geschichtsauffassung Einseitigkeiten, hinsichtlich derer man gerade jetzt hellhörig sein sollte. Wie u. a. die Feststellung, daß bei der Siedlung im 18. Jahrhundert „die privaten Interessen des Herrschers an der Auffüllung menschenleerer Räume“ maßgebend gewesen seien; genau so könnte man das Führen der Türkenkriege auch als privates Interesse bezeichnen! Ebenso sieht Miller die Gründe für das Scheitern des großen deutschen Bauernkrieges rein innenpolitisch; gerade als ob es nicht zur gleichen Zeit eine Schlacht von Pavia (1525) und Mohacs (1526) gegeben hätte; welche letztere zur Türkenbelagerung von Wien 1529 führte. Welche Reichsregierung hätte es sich leisten können, unter derartigen außenpolitischen Auspizien einer großen inneren Umwälzung, welche u. a. auch die ganze damalige Wehrverfassung hätte umgestalten müssen, nicht entgegenzutreten? Gerade der Krieg hat uns die Einheit des politischen Denkens neu gelehrt, das die außen-, wirtschafts- und wehrpolitischen Gesichtspunkte gleichgewichtig um-

faßt; die Rückwirkungen auf die Bauerngeschichte, soweit sie sich isoliert bewegt, dürfen nicht ausbleiben!

Eine ausgezeichnete, lebendige, gut ausgestattete Arbeit über die friderizianische Ansiedlung in Westpreußen und im Netzegau liegt von Konrad Gatz¹⁾ vor. Der große Vorgang wird durch Briefe von Siedlern, zeitgenössische Dokumente und Bilder so vor Augen geführt, daß er sowohl von der Seite des großen Königs als auch des einzelnen Siedlers verständlich wird. Man wünscht sich verwandte Arbeiten etwa über die thersianische Kolonisation!

In der gleichen Reihe des „Ostdeutschen Heimatbuches“ schreibt D. Reiser ebenso lebendig über den Lebensraum der Deutschen im Kalischer Land²⁾. Das Buch ist mit Karten, Abbildungen und zeitgenössischen Dokumenten ebensogut ausgestattet wie das von Gatz. Es war (1934 begonnen!) zuerst als Heimatbuch zum geistigen Rückgrat der Kalischer Deutschen bestimmt, bis es jetzt auch dazu beiträgt, ihre opfervolle Geschichte im Binnendeutschland bekanntzumachen.

Der Vergleich friderizianischer Kolonisation mit entsprechenden Arbeiten unserer Zeit liegt nahe. Das Reichsheimstättenamt der DAF, Hauptabteilung „Städtebau und Wohnungsplanung“, gibt eine Reihe von Planungsheften zur Siedlungsgestaltung heraus³⁾, von denen uns Heft 1—7 vorliegen. Hier ist — analog v. Grünberg — die totale Planung und Gestaltung des Siedlungsraumes als

1) Konrad Gatz, Siedler unter Preußens Fahnen. Band 6 des „Ostdeutschen Heimatbuches“. Verlag Hirzel, Leipzig 1941.

2) Dietrich Reiser, Lebensraum der Deutschen im Kalischer Land. „Ostdeutsche Heimatbücher“, Bd. 11. S. Hirzel, Leipzig 1941.

3) Siedlungsgestaltung aus Volk, Raum und Landschaft, Verlag der DAF, Berlin.

1) Jakob Miller, Deutsche Bauerngeschichte. Verlag E. Ulmer, Stuttgart 1941.

politische Forderung aufgestellt, die dann am Beispiel einzelner Räume und Städte ausgeführt wird. Die Planungshefte, in ihrer ausgezeichneten Form und durchgearbeiteten Ausstattung als Ausdruck der dahinterstehenden Werkgesinnung, vermitteln einen lebhaften Eindruck von der Durchschlagskraft einer Aufgabenstellung, deren Bewältigung auf dem Marsche ist, die aber „nur zu lösen ist in einer vorbildlichen Zusammenarbeit aller daran beteiligten Kräfte“. Auf die letzten Hefte (7/1 und 2) „Die Gestaltung des deutschen Dorfes“ und „Die Gestaltung des Bauernhofs“ kann nur verwiesen werden.

Die Frage der Gestaltung des Dorfs, besonders die Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen des einzelnen Hofs oder sogar des Einzelhofs, spielt nicht nur in der Siedlungspolitik, sondern seit Jahrzehnten auch in der Siedlungsgeschichte eine große Rolle, ein Zeichen dafür, daß sie zu den bewegenden Grundfragen des deutschen Lebens gehört. Krzymowsky hat in einer neuen Arbeit die bisherige Entwicklung der beiden Theorien mit ihrem Für und Wider übersichtlich dargestellt¹⁾. Die Entscheidung darüber, ob das deutsche Dorf aus dem Einzelhof oder aus einer Gemeinschaft (Genossenschaft) entstanden ist, ist nach Krzymowsky noch offen, obwohl eine Anzahl jüngster Forschungen auf die Einzelhofsiedlung deutet, die damit als die ursprünglich deutsche Siedlungsform erscheinen würde. Es erübrigt sich noch, darauf hinzuweisen, daß die Zugehörigkeit zur arbeitsteiligen Volkswirtschaft des 20. Jahrhunderts weder durch Einzelhof noch durch Dorfsiedlung aufgehoben oder gefördert werden kann! Sie ist von vornherein gegeben.

Daß jede Siedlungspolitik ohne die entsprechende Sicherung der Lebensfähigkeit der neuen Höfe illusorisch ist, liegt auf der Hand. Es ist darum sehr wertvoll, daß H. Hamann die Einkommensordnung der Landwirtschaft zum Gegenstand einer hieb- und stichfesten Untersuchung gemacht hat²⁾. Der enge Zusammenhang zwischen Preis- und

Siedlungspolitik bringt auch Hamann zu der Folgerung, daß „nur eine volle Gesundung der Agrarstruktur ... die Gewähr für ein volles Leistungsschaffen des Landvolkes bietet“. Die Vorarbeiten für die Inangriffnahme des Strukturproblems sind im Gange; es wird zugleich Aufgabe sein, auch die preislichen Konsequenzen ebenso unvoreingenommen zu bedenken, und zwar unter Ausschaltung des Weges der Subventionen.

Der Bericht über eine großartige siedlungspolitische Einzelleistung erscheint in der Sammlung Georg Leibbrandt: Karl Freiherr von Manteuffel beschreibt „Meine Siedlungsarbeit in Kurland“¹⁾. Manteuffel hat das Gut Katzdangen in dreizehnter (1) Generation besessen und hat auf seinem eigenen Besitz zwischen 1905 und 1914 um 4000 deutsche Bauern angesiedelt. Wie der Herausgeber schreibt, hat Manteuffel ein Recht dazu, über sein Lebenswerk gehört zu werden. Wenn der Schauplatz auch verödet ist, so ist doch der Vorgang als solcher eine Pioniertat ersten Ranges gewesen. Die Leistung der Einzelpersönlichkeit kann allen staatlichen Stellen als Vorbild dienen.

In der gleichen Sammlung erscheinen als Band 6 die Berichte Prof. Auhagens in seiner damaligen Eigenschaft als landw. Sachverständiger der Deutschen Botschaft in Moskau über „Die Schicksalswende des rußlanddeutschen Bauerntums in den Jahren 1927—1930“²⁾. Diese Berichte, aus der Zeit der vollen Kollektivierung der russischen Landwirtschaft, sprechen in ihrer dienstlichen Sachlichkeit vielleicht noch eine schrecklichere Sprache als manche andere Schrift. Der schauerliche Untergang einer fleißigen deutschen Bauernschaft zwischen den Mühlsteinen einer eiskalten, unmenschlichen, von ihrer Ideologie getriebenen Maschine zeigt deutlich, wie deutsches Schicksal aussieht, wenn es dem Bolschewismus gegenüber das schwächere ist!

1) K. Freih. v. Manteuffel, gen. Zoegekatzdangen, Dr. Dr. h. c., Kreismarschall a. D., *Meine Siedlungsarbeit in Kurland*. Sammlung Georg Leibbrandt, Quellen und Materialien zur Erforschung des Deutschtums in Osteuropa, herausgegeben von E. Meynen, Band 5. S. Hirzel, Leipzig 1941.

2) H. Hamann, *Einkommensordnung im Agrarsektor*. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach den Auswirkungen preis-, handel-, steuer- und kreditpolitischer Maßnahmen auf die landw. Einkommensbildung. P. Parey, Berlin 1942.

2) Prof. Dr. O. Auhagen, *Die Schicksalswende des rußlanddeutschen Bauerntums in den Jahren 1927—1930*. Sammlung Georg Leibbrandt (siehe oben), Band 6. S. Hirzel, Leipzig 1941.

Den Hintergrund dieses Vorganges zeigt A. Vaatz in seiner Arbeit über die sowjetische Kollektivwirtschaft¹⁾, die deswegen besonders zu begrüßen ist, als die Kenntnis der wirklichen Verhältnisse erst die Voraussetzung für die europäische Einstellung zur russischen Agrarentwicklung schafft. Vaatz baut die Voraussetzungen, aus denen heraus das Kollektiv möglich wurde, aus der Geschichte der russischen Agrarverfassung auf und führt bis zur Kritik der ukrainischen Überschußfrage. Die Arbeit ist damit ein wichtiges Handbuch für die jeden Deutschen bewegenden Fragen. Die großen stofflichen Schwierigkeiten, welche der Fertigstellung der Arbeit von 1939—41 entgegenstanden, sind zu berücksichtigen! Vaatz verhilft zu der klaren Entscheidung in dieser Frage, der sich heute niemand entziehen darf, der irgendwie an der Gestaltung des deutschen Landes mitwirken will.

Das Hauptargument für die sozialistische Produktionsweise in der Landwirtschaft (in ihren verschiedenen Schwebungen) ist stets ihre angebliche Überlegenheit bei der Schaffung neuer Produktionszweige, dann bei der mit individuellen Unternehmern nicht zu meistern den Erschließung neuer Gebiete. Schon die großen Kolonisationsarbeiten der Vergangenheit zeigen, daß eine fruchtbare Synthese zwischen staatlicher Urbarmachung und individual-bäuerlicher Nutzung sehr gut möglich ist. Neben der Rückgewinnung der Zuydersee (Z. f. G. 1941, S. 365!) sind die Arbeiten der Bonifica integrale beste Beispiele dafür. Die neue Arbeit von Dorothea Koeppen über den Agro Pontino gibt auf Grund des 1938 an Ort und Stelle gesammelten Materials einen gedrängten, doch genügend vollständigen Überblick über dieses große vollendete Werk²⁾.

In der Reihe der „Deutschen Schriften zur Landes- und Volksforschung“ liegen drei weitere Bände vor. E. Lendl gibt einen Überblick über Landeskunde und deutsche Siedlung der Ilwasenke im kroatisch-slavo-

nischen Zwischenstromland; H. Haller gibt eine Darstellung von Landschaft, Geschichte, Kulturlandschaft und Bevölkerung Syrmians; W. Sattler beschreibt die slawonische Drauniederung als deutsche Volksinsellandschaft¹⁾. Diese drei Arbeiten, entstanden 1937, 1937 und 1938, sind ein Beweis dafür, daß die deutsche Wissenschaft sich ihrer Pflicht gegenüber den kleineren und bis dahin unbekannten deutschen Volksinseln bewußt wurde, die nun nach dem Ende des jugoslawischen Staates wieder unmittelbar unter dem Schutz des Reiches stehen — wie zu jener Zeit, als sie nach der Zurückdrängung der Türken in thesianischer und josefinischer Zeit gegründet wurden.

Das große und erregende Geschehen der Heimkehr der Volksdeutschen aus dem zwischen europäischen Gürtel zwischen Ostsee und Schwarzen Meer ist in vielen Schriften festgehalten worden. A. Thoss gibt einen gedrängten Überblick über die gesamte Rückführungsbewegung²⁾; aus der Reihe „Volksdeutsche Heimkehr“ liegen die Bände vor, in denen F. Gerlach einen Eindruck vom Beginn der Arbeit auf der neuen Scholle vermittelt, und E. Hoffmann und A. Thoss Leistung und Heimkehr der Deutschen aus Bessarabien schildern³⁾. H. Richter gibt im Band „Heimkehrer“ — mit einem Vorwort von General Daluge — einen Bericht über die Umsiedlung, gesehen mit den Augen des Offiziers der Ordnungspolizei, die an der technischen Bewältigung dieser gewaltigen Umsiedlungsaufgabe beteiligt war⁴⁾.

Zuletzt verweisen wir auf ein Hilfsmittel, das für siedlungswissenschaftliche Arbeit

1) E. Lendl, Das Deutschtum in der Ilwasenke; H. Haller, Syrmien und sein Deutschtum. Ein Beitrag zur Landeskunde einer süddeutschen Volksinsellandschaft; W. Sattler, Die slawonische Drauniederung als deutsche Volksinsellandschaft. Bände 9—11 der „Deutschen Schriften zur Landes- und Volksforschung“, herausg. v. E. Meynen. S. Hirzel, Leipzig 1941.

2) A. Thoss, Heimkehr der Volksdeutschen. Schriftenreihe der NSDAP. Volkwerdung und Glaube, Band 14. F. Eher-Verlag, 1941.

3) F. Gerlach, Auf neuer Scholle; E. Hoffmann und A. Thoss, Der vierte Treck. Leistung und Heimkehr der Deutschen aus Bessarabien. „Volksdeutsche Heimkehr“, Bd. 6/7. Nibelungen-Verlag, 1941.

4) H. Richter, Heimkehrer. F. Eher, 1941.

1) Dr. A. Vaatz, Sowjetische Kollektivwirtschaft im Gebiet der UdSSR., insbesondere im ukrainischen Raum. Schriftenreihe der Studiengesellschaft für Deutsche Wirtschaftsforschung, Band 11. Th. Weicher, Berlin 1941.

2) D. Koeppen, Der Argo Pontino-Romano. Eine moderne Kulturlandschaft. Schriften des Geogr. Inst. der Univ. Kiel, XI/2. Kiel 1941.

sehr wesentlich werden kann. Im Reichsamt für Landesaufnahme ist auf Veranlassung des Reichsministers des Innern eine Abteilung für Landeskunde errichtet worden, als deren Leiter E. Meynen bestellt wurde. Diese neue Abteilung für Landeskunde gibt seit Oktober 1941 die „Berichte zur Deutschen Landeskunde“ heraus¹⁾. Sie haben die

1) Berichte zur deutschen Landeskunde, herausg. von der Abt. für Landeskunde im

Aufgabe übernommen, laufend eine räumlich gegliederte Übersicht über das neuerscheinende Schrifttum auf diesem Gebiet zu vermitteln; sie wird das Gebiet des germanischen Mitteleuropa umfassen. Die Hefte gliedern sich in einen Besprechungsteil und eine reine Titelbibliographie, welche Vollständigkeit anstrebt.
Heinz K. Haushofer.

Reichsamt für Landesaufnahme. S. Hirzel, Leipzig 1941.

Schrifttum über Ibero-Amerika

Ernst Samhaber: Spanisch-Südamerika. Weltpolit. Bücherei. Deutscher Verlag, Berlin 1941. 220 S., 8 Kartenskizzen, Gr. 8°, Ganzl. RM. 6,50, br. RM. 5,—.

Kleine Auslandskunde, hgb. v. A. Six; Junker & Dünhaupt Verlag, Berlin 1940. 8°, kart. RM. 2,—.

Bd. 3: **Wilhelm Pferdekamp**, Mexiko. 62 S.

Bd. 6: **Franz Kühn**, Die La-Plata-Staaten. 68 S.

Heinrich Krieger: Die Rassenfrage in Brasilien. Sonderdruck aus Bd. 34, Heft 1 des „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“, J. F. Lehmanns Verlag, München 1940. 46 S.

Gregorio Lopez y Fuentes: El Indio. Esche-Verlag, Leipzig 1938. 222 S., 8°, geb. RM. 4,80.

Romulo Gallegos: Doña Barbara. A. H. Payne-Verlag, Leipzig 1941. 504 S., 8°, Ganzl. RM. 7,50.

Carlos Wyld Ospina: Pranke und Schwinge. A. H. Payne-Verlag, Leipzig 1940. 320 S., 8°, Ganzl. RM. 6,—.

Marla Schwauf: Tropenspiegel. A. H. Payne-Verlag, Leipzig 1940. 192 S., 48 Abb., 8°, geb. RM. 4,80.

Arthur E. Grix: Erlebnis Mexiko. Verlag Gust. Wenzel u. S., Braunschweig 1940. 346 S., 33 Abb., 8°, Ganzl. RM. 8,20.

Rudolf Rangnow: Tropenpracht und Urwaldnacht. Verlag Gust. Wenzel u. S., Braunschweig 1938. 176 S., 65 Abb., 8°, Ganzl. RM. 5,20.

Karl Götz: Deutsche Leistung in Amerika. Verlag Frz. Eher Nachf., Berlin 1940. 117 S., 8°, br. RM. 1,—.

Paul Sättele: Ein deutscher Konquistador. Volker-Verlag, Köln 1940. 165 S., 14 Abb., 8°, Halbl. RM. 3,80.

Auf seine grundlegende Geschichte Südamerikas hat Samhaber eine vorzügliche Gegenwartskunde Spanisch-Amerikas folgen lassen. Die Hälfte des Werkes widmet S. begründeterweise seinem eigentlichen Fachgebiet: der Wirtschaft, und er erweist sich in diesen wie in anderen aktuellen Fragen in besonderem Maße als hervorragender Kenner Chiles. Eine reiche Lese geopolitischer Einsichten fließt wie selbstverständlich mit ein; sie handeln über das Verhältnis von Staatsgebiet zu politischer Kernlandschaft, von Bevölkerungsdichte zu Meeresnähe, über die wechselvollen Verbindungen der Parteien und Provinzen.

Pferdekamp, bereits hervorgetreten als Historiker und Übersetzer mexikanischer Literatur, und Kühn, der bekannte Geograph, schrieben über die ihnen aus eigener Anschauung wohlvertrauten spanisch-amerikanischen Führerstaaten zwei kleine Landeskunden, knappe, aber kenntnisreiche, allgemeingültige Werke deutscher Wissenschaft.

Mit der gleichen Sachlichkeit und Umsicht wie die Vorgenannten faßt Krieger kühn und klar das heikelste Problem Iberoamerikas an, die Rassenfrage, und zwar in dem dafür aufschlußreichsten, gefährdetsten Staat: Brasilien. Dank einer umfassenden fremdsprachlichen Belesenheit kann K. die einander so oft widersprechenden Meinungen der brasilianischen Gelehrten über diese „Schicksalsfrage Brasiliens“ gegeneinanderhalten und ausspielen, darf das schwere, unverdiente Los der volkdeutschen Kolonisten anklagend heraufbeschwören, um dann einen „schematischen, rasseblinden Nationalismus“ und das romantisierende Ideal der chaotischen Allvermischung überzeugend zu widerlegen.

Dieses noch lange ungelöste, sehr veränderliche und zugleich für die Entwicklung der Staaten Iberoamerikas vorbestimmende

Verhältnis der Rassen steht im Mittelpunkt dreier Werke bedeutender einheimischer Schriftsteller. Die Leipziger Verlage Payne und Esche haben damit im gegenwärtigen „Zeitalter der Übersetzungen“ einige zweifellos in mehrfacher Richtung beachtenswerte fremdsprachliche Originalschöpfungen dem deutschen Volke zugänglich gemacht. — Der erste Roman, ein unverhülltes, um so stärker wirkendes Tendenzwerk, kreist um die Kernfragen des neuen Mexiko: Bodenreform, Landvolkerziehung, Föderalismus oder parlamentarische Scheindemokratie; er erweist sich aber im letzten als die Anklageschrift eines Halbindianers gegen die Ausbeutung seiner Rasse durch die Weißen — und noch mehr durch die Mestizen, einfach angelegt und bezwingend ausgesagt, ein düsteres Epos des bedrohten mexikanischen Indianerdorfes! — Kunstvoller, bewegter und farbiger nach Aufbau und Stilmitteln ist das in ganz Iberoamerika bekannte Meisterwerk des größten unter den lebenden venezolanischen Schriftstellern. Ein fesselnder, sehr lebendiger landesechter Roman, der sich aber über die an sich nebensächlichen Liebeshandlungen hinaus steigert zu einer gedanklich erregenden Abhandlung über die rassischen und zivilisatorischen Spannungen innerhalb der Klassen und Landschaften. Der Kulturwille des weißen Kreolen siegt über die lockende vollblütige Barbarei der Mestizin, beide finden sich jedoch zeitweise in der unüberwindlichen angeborenen Hörigkeit vor der Zaubermacht des Mutterbodens, in der gemeinsamen Hingabe an die heute zurückgesetzten, ehemals zeitweise als Kernlandschaften bestimmenden Südstaaten Venezuelas um Apure, Arauka und Orinoko.

Die Rassenunterschiede und ihre Auswirkungen verschärfen sich häufig mit den klimatischen Gegensätzen im tropischen Iberoamerika: auf einem flächenhaften Hintergrund, das episodenhaft gezeichnete Massenschicksal guatemalteckischer Hoch- und Tieflandindianer, stellt der dritte ibero-amerikanische Autor in überhöhter Sicht die beiden grundverschiedenen Gruppen der weißen Oberschicht seiner Heimat. Der erlebnisreiche sensitive Stil vermittelt artgemäß die bewegten seelisch-geistigen Auseinandersetzungen in Mittelamerikas Politik, Wirtschaft und Kultur, die sich sammeln und entladen in dem typisierten, aber dennoch charakteristischen Verhältnis des zwar vorherrschenden, leidenschaftlich vitalen, in manchem noch unfertigen Kreolentums zu den äußerlich tüchtigeren,

aber im Wesen landesfremden und darum unstenen eingewanderten Europäern. — Die Bücher dieser drei vorstehenden Schriftsteller beweisen, wie sehr auch in Iberoamerika das Verhältnis der Rassen untereinander und zum Boden im Mittelpunkt der Diskussion steht.

Einführender und belehrender, für den Landesfremden oft interessanter (weil romantisch und didaktisch!), sind die Reise- oder Erlebnisbücher Deutscher, die zum Teil mit gewissenhafter Vollständigkeit und liebevollem Einleben die Fülle der exotischen Natur mit Herz und Sinnen umfassen wie das aus weiblicher Empfindungstiefe entstandene ansprechende Guatemala-Tagebuch von Maria Schwauf.

Die bewundernde Begeisterung für die bestrickende Ursprünglichkeit besonders des tropischen Ibero-Amerikas zieht auch, vor allem bei Erstlingsreisen auf dem Kontinent, die verstandesmäßiger Berufsarbeit hingegebenen Mannesnaturen in ihren Bann, mögen sie nun im Amazonasurwald auf einer Expedition wie Rangnow, ein Meister naturgetreuer, farbenreicher Wortschilderung, dem Schmetterlingsfang obliegen, oder wie der großartig beobachtende Reporter Grix das so anreizend widerspruchreiche Mexiko auf der „Jagd nach dem Bild“ mit offenen Augen und selbständigem Urteil durchwandern — als ein wahrer Meister der Lichtbildnerei, der außerdem viel nachgelesen und noch mehr gesehen hat, neben dem Schönen auch das Wichtige und werdende erkennt.

Eine kurze, an Wert aber die Seitenzahl übertreffende Vorlesung aus dem noch zu schreibenden „Weltwanderbuch der Deutschen“ hält der volkstümliche Reisende und Forscher in auslandsdeutschen Fragen, K. Götz, der alles Wesentliche über die Beziehungen unseres Volkes zu Gesamtamerika einprägsam erzählt. Diese sind seit einiger Zeit auch in den lange verkannten historischen Kapiteln vollständig erforscht, seit zuerst Häbler (1903) und Panhorst (1922) klärend darangingen, worauf dann Friederici die wissenschaftliche Krönung brachte, die Federmann und Reimers (beide 1938) geschickt dem breiten Volke darboten, bis jetzt schließlich dank Sättle (1940) die deutsche Jugend die geschichtliche Wahrheit in einer ihr gemäßen Form erfährt und das herrliche wiederentdeckte Heldenlied vom deutschen Kampf um Südamerikas Europäisierung zu hören bekommt.

F. Niedermayer.

RUPERT VON SCHUMACHER

Büchertafel

Deutsches Reich und deutsches Volkstum

Alfons Paquet und Paul Wolff: Der Rhein. Vision und Wirklichkeit. A. Bagel, Düsseldorf 1940, 216 S., 160 Abb., RM 12,80.

Ein wundervoller Bilderkranz aus Landschaft und Leben am deutschen Rhein, zusammengestellt von dem Frankfurter Meisterfotografen Paul Wolff. Der innere Reichtum und die Harmonie der rheinischen Welt, die in einem weiten Bogen Landschaften voll anmutiger Liebllichkeit und traumverlorener Versunkenheit, Stätten härtester Arbeit und rastlosen Strebens, Zeugen geschichtlicher Überlieferungsfülle und Bilder unmittelbarer Gegenwart überspannt, sind in diesen Blättern überraschend nah und aufgeschlossen — ein Bildwerk von stärkerer Eindringlichkeit. A. Paquet schrieb die Einführung.

Leo Just: Um die Westgrenze des alten Reiches. Vorträge und Aufsätze. Stauten-Verlag, Köln 1941, 155 S., 10 Abb., RM 4,—.

Eine Sammlung von Arbeiten, die besonders der Grenzstellung des deutschen Westens gewidmet sind und deshalb Beachtung verdienen.

Arbeitswissenschaftliches Institut der DAF: Die Sozialstruktur des Gaus Württemberg-Hohenzollern. Eine sozialgeographische Analyse. Vlg. d. DAF, Berlin 1940, 54 S., 14 Karten, RM 3,50.

Die Denkschrift untersucht das Verkehrsnetz, die räumliche Gliederung der Bevölkerungsschichten und -bewegung, die Wohn- und die Preisverhältnisse in ihrer örtlichen Gliederung. Sie kommt zu dem Schluß, daß eine weitgehende Dezentralisierung der Industrie aus sozialpolitischen Gründen anzustreben ist. Ein auffallendes Ergebnis erbringt eine Überdeckung der Karten S. 13 und S. 17 (Bevölkerungsdichte bzw. -ab- und -zunahme): Es zeigt sich, daß die Gebiete der Bevölkerungsabnahme fast immer auch Gebiete geringer Dichte sind; das bedeutet, daß die Abnahme fast immer der Landflucht gleichzusetzen ist, daß gerade dünnbevölkerte Gebiete und nicht überbevölkerte und unter Druck stehende Räume an Landflucht leiden. Ähnliche Feststellungen wurden bekanntlich auch in Ostpreußen gemacht, worüber systematische Untersuchungen vorliegen. Das bewiese, daß in der Landflucht viel tiefere sozialpsychologische Faktoren ursächlich wirksam sind, als die üblichen Wirtschaftsdarstellungen wahrhaben wollen.

H. J. v. Schumann: Die Wirtschaft der neuen großdeutschen Gebiete. Teil I: Der Westen, Elsaß, Lothringen, Luxemburg und Eupen-Malmédy-St. Vith. A. Lutzeyer, Bad Oeynhausen 1942, 128 S., 17 Abb.

Eine knappe wirtschaftskundliche Übersicht über die neuen Gebiete im Westen. Interessante Mitteilungen über die technische und wirtschaftliche Beseitigung der Kriegsschäden und über den Aufbau.

Josef Schmithüsen: Das Luxemburger Land. Landeskunde, Volkstum und bäuerliche Wirtschaft. S. Hirzel, Leipzig 1940, 431 S., 239 Abb. u. Karten, RM 18,—.

Der vorliegende erste Teil einer umfassenden Landeskunde des deutschen Grenzgebietes Luxemburg schließt eine empfindliche Lücke im deutschen wissenschaftlichen Schrifttum. Die Arbeit entspricht einer Landeskunde in strengem Sinn und trägt mit einer Überfülle an verarbeitetem Material allen wissenschaftlichen Anforderungen Rechnung.

Elisabeth Thiemann: Der Niederrheinische Raum. F. Dümmler, Bonn 1939, 149 S., RM 4,80.

R. P. Oswald: Die Volkstumslage im Rhein-, Maas- und Schelde-Delta. Grenze und Ausland. Berlin 1940, 51 S., Karten, RM —,70.

Das erste der beiden Hefte über den Niederrhein liefert eine Geschichte von den germanischen Anfängen bis zu Otto dem Großen, das zweite Hefte eine Übersicht über die Volkstumsfrage, die Partei- und Gruppenbildungen, weltanschaulichen Strömungen in diesem Raum.

Konrad Meyer und Klaus Thiede (Herausgeber): Die ländliche Arbeitsverfassung im Westen und Süden des Reiches. Beiträge zur Landfluchtfrage. K. Vowinkel, Heidelberg 1941, 410 S., zahlr. Textskizzen, RM 15,—.

Das im Auftrage der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung herausgegebene Gemeinschaftswerk bearbeitet die Landfluchtfrage in Nieder-, Mittel-, West-, Südwest-, Süd- und Südostdeutschland. Nicht behandelt sind demnach Mecklenburg, Brandenburg, Schlesien, Sudetengau und die östlich davon gelegenen Reichsgebiete. Der Stoff ist regional nach Landesbauernschaften gegliedert. Für die einzelnen Beiträge zeichnen bekannte Fachleute und Autoren. — Das hier zusammengetragene Material ist sehr umfangreich und kann im einzelnen hier nicht behandelt werden. Man müßte füglich jeden einzelnen Beitrag analysieren. Allgemein läßt sich jedoch sagen, daß die Beiträge mehr den Charakter von Berichten als von wissenschaftlichen Untersuchungen tragen. Der Eintritt in den Ursachenkomplex erfolgt nicht an Hand methodischer Forschungen — wie überhaupt über die sozialwissenschaftliche Methode, soweit angewandt, nichts verlautet —, sondern auf Grund von Meinungen und „Erfahrungen“ der Praxis.

Ich glaube nicht, daß man einer Massenerscheinung von solcher sozialgeschichtlichen Bedeutung wie der Landflucht mit rein arbeitstechnischen und wirtschaftspolitischen Behauptungen auf den Grund kommen kann. Eine solche Behauptung ist es z. B., wenn an einer Stelle die zu lange Arbeitszeit auf dem Lande für die Landflucht verantwortlich gemacht wird oder an anderer Stelle der gefährliche Einfluß industriell-handwerklicher Nebenbeschäftigung auf den bäuerlichen Lebenskreis besprochen wird. In allen diesen Fällen hätten Reihenvergleiche im Sinne der Mühlmannschen Erhellungsmethode zu der Erkenntnis führen müssen, daß man es bei den vermeintlichen Ursachen in Wirklichkeit mit Oberflächenerscheinungen zu tun hat, die bestenfalls die Rolle auslösender Momente spielen. Die eigentlichen Ursachen liegen wohl in seelischen, vor allem sozialpsychologischen Erscheinungen, unter denen die Flucht vor der Einsamkeit (siehe obige Besprechung der sozialgeogr. Untersuchung über Württemberg) und die Stärkung des Gesellschaftswunsches u. a. ihren Platz hat. Selbstverständlich dürfen die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Seiten des Problems nicht übersehen werden, aber über die Grenzen ihres Einflusses muß man sich vor allem bei der Durchführung der vorbeugenden und abhelfenden Maßnahmen im klaren sein. Das wird besonders deutlich bei der Frage der Höhenflucht, von der übrigens heute alle europäischen Gebirgslandschaften heimgesucht werden: man kann dem Bergbauern das Leben durch technische und wirtschaftliche Hilfen unendlich erleichtern, man kann ihm aber dadurch niemals „konkurrenzfähig“ mit dem Hof in der Ebene im Sinne eines wirtschaftlichen Rentabilitätsstandpunktes machen. Für seine Erhaltung bleibt daher immer die Erhaltung seines Willens zum Boden Vorbedingung, somit die Pflege eines irrationalen Faktors. Wir haben Beispiele im Ausland (Ukrainer im amerikanischen Mittelwesten, die Schott untersucht) dafür, daß weder industrielle Krisen noch Konjunkturen bäuerliche Schichten im Sinne einer Landflucht beeinträchtigen. All das zeigt, daß die Landfluchtfragen sehr kompliziert sind und wohl in die tiefsten Zusammenhänge des menschlichen Soziallebens führen.

Der Wert der vorliegenden Sammelarbeit beeinträchtigen solche Feststellungen nicht. Ihre Bedeutung liegt in einem Pionierwert, da sie auf die Vielgestaltigkeit und die landschaftliche Verschiedenheit des Landfluchtproblems hinweist und Ansatzpunkte für weitere Forschungen bietet, wobei besonders der Vergleich zwischen den verschiedenen regionalen Formen der Landflucht fruchtbar sein wird. Mit Rück-

sicht auf das bisher nicht sonderlich reiche Schrifttum zum Gegenstand rechnen wir daher die Arbeit zu den Standwerken.

Lebensbilder sächsischer Wirtschaftsführer. Hrsg. v. E. Dittrich. O. Leiner, Leipzig 1941, 421 S., 24 Abb., RM 12,-.

Ein dankenswertes Buch, dem nicht nur lokalgeschichtliche Bedeutung zukommt: die außerordentliche Bedeutung des sächsischen Unternehmertums im Rahmen der deutschen Wirtschaft gibt den hier in geschmackvollem Band gesammelten Biographien das Aufnahmefeld eines gesamtdeutschen Interesses.

Gerhard Strube: Rassenkundliche Untersuchungen im Kreise Öls (unter besonderer Berücksichtigung rassischer Unterschiede zwischen Bauern, Landwirten und Landarbeitern). 46 S., zahlr. Abb., RM 2,50.

Dietrich Lemke: Rassenuntersuchungen im Kreise Guhrau. 32 S., zahlr. Abb., RM 1,50.

Ingeborg Daenicke: Rassenkunde des Kreises Löwenberg. 32 S., zahlr. Abb., RM 1,50.

Michael Antlauf: Rassenkundliche Erhebungen im Kreise Brieg. 32 S., zahlr. Abb., RM 1,50.

Diese bei Priebratsch (Breslau) erschienene Reihe „Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien“, die wir bereits in der ZfG. H. 1942/2 würdigten, wird mit diesen Schriften fortgesetzt. Strube zeigt, daß der Beruf eine rassische Siebung herbeiführt.

Erich Keyser: Geschichte des deutschen Weichsellandes. S. Hirzel, Leipzig. 1940, 2. Aufl., 200 S., Abb. u. Karten, RM 5,30.

Eine knappe volkstümliche Darstellung der Geschichte des Weichselraumes von den Germanen bis zur Befreiung 1939, die geeignet ist, weiteren Kreisen eine gute Kenntnis des deutschen Ostens zu vermitteln.

Karl C. v. Loesch: Die Verlustliste des Deutschtums in Polen. Junker und Dünhaupt, Berlin 1940, 80 S., RM 3,50.

Eine sehr sachliche, aber gerade dadurch erschütternde Übersicht über die von den Polen während ihrer Herrschaft angewandten Volkstumskampfmethode gegen das Deutschtum: Optionspolitik, Grenzengesetzgebung, Agrarreform, Wirtschaftsboykott, Sprach- und Schulpolitik, schließlich die Methode des Mordes. Dieses Buch mit seinem nüchternen Material darf nicht vergessen werden, denn es hält die Kenntnis an jene Kampfmethoden und -mittel wach, die den Untergang des deutschen Volkes im wahrsten Sinn des Wortes besiegeln sollten.

Georg Widenbauer: Böhmen und das deutsche Schicksal. Die geschichtlich-geographischen Grundlagen der deutsch-tschechischen Frage. B. G. Teubner, Leipzig 1940, 101 S., 8 Karten.

Eine durch ihre Übersichtlichkeit und Gediegenheit ausgezeichnete populäre Darstellung der eintausendjährigen deutsch-tschechischen Auseinandersetzung. Die empfehlenswerte Schrift ist in der Reihe „Macht und Erde“ erschienen.

Friedrich Lange: Mähren, Mitteleuropas Mitte. B. G. Teubner, Leipzig 1940, 73 S., 3 Karten, RM 1,60.

Es war ein ausgezeichnete Gedanke, dem wohl wichtigsten Brückenland im östlichen Mitteleuropa, der Verbindungslandschaft zwischen dem nordöstlichen und dem südöstlichen deutschen Volksboden, nämlich Mähren, eine eigene, für weitere Kreise bestimmte Schrift zu widmen, hat doch Mähren im neueren Schrifttum recht wenig Beachtung gefunden. Verf. schildert Land und Menschen, Geschichte, Verkehrswege und politische Bedeutung.

Wilhelm Schüller: Vom Reich und der Reichsidee in der deutschen Geschichte. B. G. Teubner, Berlin 1942, 70 S., 16 Karten, RM 1,80.

Karl Brandt: Deutschland und Italien. F. Bruckmann, München 1941, 24 S., RM 1,80.

Zwei Schriften, die dem Reichsgedanken gewidmet sind: Schüller zeigt, daß sämtliche großen deutschen politischen Ideen und Linien aus der Sendungsidee des Reiches erwachsen sind; Brandt zeigt, daß das deutsche und das italienische Volk schicksalhafte Reichsvölker sind, da sie aus dem Sendungsbewußtsein des Imperiums und des Reiches erwachsen.

Der Westfälische Friede von 1648. Deutsche Textausgabe der Friedensverträge von Münster und Osnabrück. Hrsg. v. F. A. Six. Junker und Dünhaupt, Berlin, 1940, 117 S., RM 4,50.

Helmut Lüpke: Die Zerschlagung Deutschlands. Verträge und Kriegeziele 1648, 1919 und 1940. Junker und Dünhaupt, Berlin 1940, 80 S., RM 1,60.

Die wirklich höchst notwendige Neubearbeitung und Erschließung der Texte des Westfälischen Friedens für breitere Kreise wird ergänzt durch den methodischen Vergleich dieses Diktates mit den Tatsachen und Plänen des 20. Jahrhunderts. Man erkennt, mit welch bewußter und planmäßiger Zäbigkeit die Feinde des Deutschtums durch Jahrhunderte an ihrer gegen das Reich gerichteten Politik festhielten, während der Deutsche nur allzu leicht die Lehren der gegen ihn gerichteten Haß- und Wahnausbrüche vergaß.

Franz Ronneberger: Bismarck und Südosteuropa. Junker und Dünhaupt, Berlin 1941, 138 S., RM 4,80.

Helmut Krausnick: Neue Bismarck-Gespräche. Hanseatische Vlg.-Anst., Hamburg 1940, 77 S.

Ronneberger führt an Hand dokumentarischer Materialien den Nachweis, daß Bismarck eigentlich der erste (?) deutsche Südostpolitiker gewesen ist, da er vom Grundsatz der ungestörten Eigenentwicklung dieses Raumes in allen seinen außenpolitischen Maßnahmen ausging. Krausnick veröffentlicht zum gleichen Thema vier bisher nicht gedruckte Gespräche des Kanzlers mit österreichischen Staatsmännern nach Berichten in Wiener Archiven.

Otto-Ernst Schüddekopf: Die Stützpunktpolitik des deutschen Reiches 1890–1914. Junker und Dünhaupt, Berlin 1941, 105 S., 6 Karten, RM 3,50.

Ein sehr interessantes Kapitel der deutschen Politik vor 1914, das hier in einer sehr sachlich-wissenschaftlichen Untersuchung dargelegt wird. Man erfährt, daß die damalige deutsche Politik eine umfangreiche Suche auf dem ganzen Globus nach maritimen Stützpunkten hielt, einerseits von den Erfordernissen der Marine, andererseits von einer territorialen Prestigepolitik gedrängt, daß aber all diesen Absichten sehr wenig realpolitisches Denken zugrunde lag und die verschiedenen Aktionen überdies durch ein erstaunliches Maß an Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Ämtern gehemmt wurden — Schicksal eines auf zu engem Raum zusammengedrängten Volkes, das sich selbst noch nicht gefunden hatte.

Südestraum

Bozidar Jurković: Das ausländische Kapital im ehemaligen Jugoslawien. Kohlhammer, Stuttgart 1941, 464 S., RM 19,80.

Das Werk, dessen Verf. Kroatie ist, und das nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens erschien, hat seine Bedeutung keineswegs verloren, sondern bleibt im Gegenteil eine wirtschaftspolitische und wirtschaftswissenschaftliche Studie von höchstem Wert. Es zeigt an Hand eines umfangreichen Materials die Expansionspolitik des Kapitalismus schlechthin und besonders im europäischen Südesten. Darüber hinaus gibt es einen Einblick in die wirtschaftlichen Erfordernisse des Südestens, ihre politische Ausbeutung durch die demokratischen Staaten und ihre natürlichen Beziehungen zu den raumverwandten Staaten. Man müßte wünschen, daß ähnliche informative Werke auch über andere Länder vorgelegt werden.

Helmut Bauer: Ein Vielvölkerstaat zerbricht. Werden und Vergehen Jugoslawiens. Lühe Verlag, Leipzig 1941, 129 S., RM 3,-.

Eine knappe Übersicht über die Entstehung Jugoslawiens, seine innerpolitischen Probleme, seine außenpolitische Stellung und die Vorgänge bei seinem Zusammenbruch. Gute Kartenskizzen und ein reiches Literaturverzeichnis.

Herbert Michaelis: Beiträge zur Kulturgeographie des Südbanats und Norderbens. Verlag Mier & Glasmann, Berlin 1940, 15 Abb., 21 Karten, 7 Skizzen.

Die Arbeit will, wie der Verf. in der Einleitung voraussetzt, eine Gegenüberstellung des Südbanats mit Nordserbien durchführen, um die verschiedene Formung des Landschaftsbildes durch den Menschen unter gleichen geographischen Voraussetzungen zu zeigen. Dieser Vergleich ist sehr streng durchgeführt und auch gelungen. Es werden untersucht: die Siedlung, die Ortslage und Ortsform, die Haus- und Hofformen, die Siedlungsverteilung, die landschaftlichen Verhältnisse, Wirtschaft, Verkehr, Handwerk, Handel

und die Bevölkerungsgruppen. Verf. zeigt, daß die Verschiedenheit der beiden Gebiete erst mit der Erhebung der Donau zur Grenze zwischen Österreich und der Türkei einsetzt. Auf der Banater Seite wurde Siedlung, Wirtschaft, Kultur und damit die Landschaft grundsätzlich gewandelt durch die Errichtung der Militärgrenze, die das Gebiet nördlich der Donau zu einer Einheit zusammenfaßte und unter planmäßigen staatlichen Maßnahmen gestaltete. Das Gebiet südlich der Donau ist Balkan geblieben, und zwar so sehr, daß man die Donau an dieser Stelle vielfach als eine Kulturgrenze ansieht. Ein wertvoller monographischer Beitrag zur Militärgeschichte und bedeutsam wegen der Erkenntnisse über die Wirkung menschlicher Kulturmaßnahmen und staatlicher Eingriffe in das Landschaftsbild.

P. G. Genoff: Das Schicksal Bulgariens. Sein Kampf gegen das Friedensdiktat Neuilly. Carl Heymann Verlag, Berlin 1940, 160 S., 1 Karte, RM 3,—.

Das aus dem Bulgarischen übersetzte Büchlein gibt eine Übersicht über die Bestimmungen des Pariser Vorortediktes für Bulgarien, seine territorialen, wirtschaftlichen und militärischen Folgen und die vertragliche Weiterführung der Diktatbestimmungen in späteren Konferenzen und Bestimmungen der Nachkriegszeit. Der Kampf gegen Bulgarien auf den Pariser Konferenzen wird eingehend geschildert. Bemerkenswert und für den deutschen Leser wichtig ist eine große farbige Karte im Anhang, die die Grenzen Bulgariens nach den Verträgen von Konstantinopel (1878), San Stefano (1878), Berlin (1878), London (1913), Bukarest (1913), Konstantinopel (1915), Neuilly (1919) zeigt.

G. H. N. Leon: Struktur und Entwicklungsmöglichkeiten der rumänischen Volkswirtschaft. Gustav Fischer, Kiel 1941, 188 S., RM 1,50.

Eine kurze Übersicht über das Titelthema, in der kurz die Bedeutung der Zusammenarbeit Rumäniens mit Deutschland für die wirtschaftliche Zukunft des Landes gezeigt wird.

Gothard Jäschke: Türkei. Junker & Dünhaupt, Berlin 1941, 64 S.

Eine gedrängte handbuchartige Übersicht über die neue Türkei, ihren Baum, ihre staatliche, wirtschaftliche und militärische Organisation aus der Feder des bekannten Verf. des türkischen Geschichtskalenders. Reiche Literaturangaben.

Herbert Louis: Die Bevölkerungskarte der Türkei. Mier & Glasemann, Berlin 1940, 43 S., 1 Buntkarte.

Der in Ankara wirkende deutsche Gelehrte legt hier zum erstenmal eine Bevölkerungsdichte-Karte der Türkei vor, die auf Grund der Volkszählung von 1935 entworfen ist. Der Text erläutert die Grundlagen der Karte und die wissenschaftlichen Arbeitsverfahren bei ihrer Entwerfung.

Irland

Robert Bauer: Irland. Junker und Dünhaupt, Berlin 1941, 62 S., 1 Karte, RM 2,—.

Eine kleine Landeskunde im Stile eines vergrößerten Lexikonartikels. Zur Orientierung sehr gut geeignet. Der Inhalt umfaßt u. a. Raum, Volk, Geschichte, Sprache, Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft, Religion, Erziehungswesen, Presse, Wirtschaft, Verkehr, Wehrmacht, Recht und ist ausführlich mit Literaturangaben und Zahlen unterbaut.

Ruth Weiland: Irische Freiheitskämpfer. Scherl, Berlin 1940, 118 S., RM 2,20.

Die Geschichte Irlands ist aufs engste verbunden mit seinen großen revolutionären Führern. Das vorliegende Büchlein enthält 6 Biographien der Bekanntesten unter ihnen aus der Feder deutscher und irischer Verfasser. Interessant und knapp geschrieben, macht die kleine Sammlung den deutschen Leser mit Persönlichkeiten bekannt, die durch geschichtliches Wirken gegen England sich ein hervorragendes Blatt in der europäischen Geschichte verdient haben.

Joachim Gorstenberg: Eire. Ein Irlandbuch. Broschek und Co., Hamburg 1940, 160 S., 74 Abb., RM 8,50.

Ein knapp vor Kriegsausbruch verfaßtes Bildwerk, das einen sehr guten Eindruck von Menschen und Landschaft in Irland vermittelt. In dem 87 Seiten umfassenden Textteil gibt der Verfasser eine interessante

feuilletonistische Schilderung von einer Rundreise durch die Insel und von Begegnungen mit führenden Persönlichkeiten des kulturellen Lebens und mit den Menschen des einfachen Volkes. Interessante Wiedergabe von Sagen, Volksliedern usw. vervollständigen das Bild der Grünen Insel, jenes seltsamen Landes am Rande Europas, das in dem vorliegenden Buch dem deutschen Leser auf eine sehr lebendige und anschauliche Art nahegebracht wird.

Italien

Josef Winschuh: Der Partner. Wirtschaftseindrücke einer Italienreise. Deutscher Verlag, Berlin 1941, 104 S., RM 1,80.

Interessante persönliche Eindrücke vomitalienischen Wirtschaftsschaffen, insbesondere vom Aufbau der Autarkie; Ausbeutung der Wasserkräfte, Erfassung der heimischen Roh- und Altstoffe, Ausbau der Industriezentren, Siedlungsmaßnahmen usw. Sehr lebendig geschildert.

Kasimir Edschmid: Italien. Hirten, Helden und Jahrtausende. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1941, 554 S., 48 Abb., RM 10,—.

Edschmid setzt mit dem vorliegenden Band die Reihe seiner Italienbücher fort. Dem Freund seiner, auf einer profunden Geschichtskennntnis beruhenden und von einer lebendigen Verbindung zwischen gegenwärtigem Reiseerleben und schöpferischem Nachfühlen geschichtlichen Seins beherrschten fast dichterischen Darstellung ist der neue Band wiederum ein literarisches Erlebnis. Edschmids Schilderungsweise entspringt dem Gefühl des kultivierten Menschen, der eine Landschaft nicht bloß als solche sieht, sondern sie in ihrer ganzen historischen Tiefe mit ihrem Geschichtsfeldum erschaut und zu einer Einheit nicht nur des Raumes, sondern auch der Zeit und des Geschehens gegenwartsnahe verlicht. Dieses Erfühlen der geschichtlichen Durchtränktheit eines Ortes, eines Landes, eines Raumes erfordert eine besondere Form des literarischen Ausdrucks, soll es nicht bloß einen badekerähnlichen, tagebuchartigen oder historiographischen Niederschlag finden. E. geht daher einen Weg, der völlig eigenartig und nur von ihm subjektiv gekannt ist: Er läßt die Gedanken aus den unmittelbaren täglichen Erlebnissen des Reisens ungehindert in die Vergangenheit schweifen und das Gewesene so wiedererleben, daß es, sich um die heute noch vorhandenen Zeugen verschwundener Epochen lebendig rankend, zu einem Bestandteil des Heute wird. Es ist die Schau des geschichtlichen Menschen, der die unvergänglichen Werte in Architektur, Siedlung und Landschaft nicht bloß als interessant betrachtet, sondern als ein Stück seiner eigenen Natur empfindet. — Der vorliegende Band führt nach Ischia, Sorrent, Capri, in den neapolitanischen Apennin, auf die apulische Ebene, an den Golf von Tarent, in die Abruzzen, nach Umbrien, nach Tivoli und Viterbo, nach Brescia und vor allem in das große Mailand — von den Etruskern bis zu Tiberius, von Caligula bis zu den Normannen, bis zu Lucrezia Borgia und bis zur Abwehr eines englischen Luftangriffs — ein unendlicher Bogen geschichtlichen Geschehens, dessen innerer Reichtum überwältigend, dessen äußere Form bestrickend ist.

Spanien

Johannes Stoye: Spanien im Umbruch. Leistungen und Ziele der Franco-Regierung. 3. Auflage. F. Brandstetter, Leipzig 1940, 105 S., 8 Abb., RM 2,20.

Eine ausgezeichnete Übersicht über den Kampf der Regierung Francos um eine Neuordnung in Spanien, eingeleitet mit grundsätzlichen Kapiteln über Raum, Volk und Charakter und die geschichtlichen Voraussetzungen im spanischen Staatsdenken.

Schweiz

Franz Pauser: Völker und Staaten am Montblanc. Volk und Reich, Berlin 1939, 311 S., 36 Abb., 19 Kartenbeilagen, RM 12,—.

Verfasser hat sich mit diesem Werk in einer absolut vorbildlichen Weise einen der interessantesten tragischen Räume Europas vorgenommen und analysiert Raum, Volk, Sprache, innere Grenzen, Siedlung, Geschichte und moderne Entwicklung auf Grund persönlicher Kenntnis und eines wenig bekannten

Schrifttums, das mit 288 Nummern am Ende des Werkes ausgewiesen ist. Da das Werk, das man als Standard einer geographischen Untersuchung ansprechen muß, auf einer derartigen guten Kenntnis beruht, ist ohne die gleiche Voraussetzung nur eine Inhaltsangabe, jedoch keine Kritik gestattet. Verfasser beschreibt zunächst die geographische Lage des Raumes um den Montblanc und die verschiedenen Talandschaften in diesem Raum (Savoyen, Aosta, Wallis); dann die geographische Verbreitung der Siedlung und der Hausformen, die Siedelgrenzen der Walliser und ihre „jenseits der Berge“ liegenden Siedlungen. Ein weiteres Kapitel ist den Sprachgrenzen in diesem Raum sowie den verschiedenen Grenzziehungen im Mittelalter gewidmet. Eine umfangreiche Abhandlung über die Volkstümer im Wallis, ihre Bevölkerungsbewegung, Sprachverteilung, Staatsangehörigkeit, ihr Schulwesen, mit einer gründlichen Untersuchung und Verwertung der statistischen Angaben, schließt an. Darin werden besonders die verschiedenen Volkstümer in Vergleich gesetzt und auch die Ausländer in besonderer Form berücksichtigt. Anschließend geht der Verfasser dem Ursprung der germanischen Besiedlung, der Herkunft der deutschen Bevölkerung und den germanischen und römischen Quellen zur Vorgeschichte der Besiedlung nach und untersucht die rassistischen Typen. In einem Kapitel über die Geschichte ist die Provinzialteilung des Augustus behandelt und die römische Provinzgliederung den heutigen Begrenzungen gegenübergestellt, die Landnahme der germanischen Zeit betrachtet und die mittelalterliche staatliche Gliederung bis zum Wandel des Raumes zu einem Durchzugsland in der Napoleonischen Zeit untersucht. In dem Abschnitt über die moderne Entwicklung werden besonders die Probleme der Ent-

siedlung und Höhenflucht berücksichtigt. Das Kartenmaterial ist ausgezeichnet. Ein gewisser Nachteil bei den Karten ist allerdings, daß es sich um Fotos nach Zeichnungen handelt, so daß die verschiedenen Farbwerte nicht immer deutlich genug herauskommen. Man würde sich jedoch wünschen, daß geographische, staats- und länderkundliche Untersuchungen von Territorien immer mit einer derartigen Gründlichkeit durchgeführt werden.

Ukraine

Dmytro Doroschenko: Die Ukraine und das Reich. 9 Jahrhunderte deutsch-ukrainischer Beziehungen im Spiegel der deutschen Wirtschaft und Literatur. 8. Hitzel, Leipzig 1941, 300 S., RM 12.-.

Eine erschöpfende Untersuchung über die Behandlung der Ukraine aus dem deutschen Schrifttum. Verfasser beginnt bei den ältesten Nachrichten deutscher Chroniken, die allerdings sehr spärlich sind, zitiert die schmale Literatur des 17. Jahrhunderts und erfaßt anschließend mit dem 18. Jahrhundert den einsetzenden breiten Strom deutscher Darstellung über Volk und Landschaft dieses östlichen Raumes. Es handelt sich nicht bloß um eine Bibliographie, sondern um eine in fortlaufendem Text geschriebene kritische Bewertung und Inhaltssichtung, die das Buch zu einem literaturhistorischen Werk von allgemeinem Wert macht und zugleich einen geistesgeschichtlichen Beitrag zur Entdeckung des Ostens liefert. Stichproben haben ergeben, daß dem Verfasser wohl kaum eines der wichtigsten literarischen Werke entgangen ist; wir möchten allerdings nicht verschweigen, daß wir Demian nicht gefunden haben, der unseres Wissens statistisches Material über Galizien verwertet.

UNSERE MITARBEITER

Hans v. Becker, 47j., als Sohn eines Marineoffiziers in Pola geboren, betrieb juristische, später technische Studien, machte den Krieg 1914–18 bei Kaiserjägern und als Flieger mit, 1921–29 in Südamerika als Ingenieur; bei Vermessungsarbeiten in Nordargentinien, Südbolivien, dem Chacogegebiet und Paraguay, sowie Tellen von Matto Grosso veranlaßte ihn der ständige Kontakt mit ursprünglich verbliebenen kreolischen Bevölkerungsteilen und völlig unbeeinflussten Indianerstämmen zu ethnologischer Sammelarbeit in Bild und Schrift; Zusammenarbeit mit wissenschaftlich und künstlerisch interessierten Kreisen der besuchten Länder. Nach Rückkehr nach Europa ethnologische, kunsthistorische und psychologische Studien; Dr. phil. Mitarbeiter der Zeitschrift Ethnologie. Apollogasse 8/11, Wien VII.

Heinz Klob, 37j., Dr. rer. pol., Leiter der Arbeitsstelle für Volksforschung am Deutschen Auslands-Institut in Stuttgart, Herausgeber der Vjs. „Volksforschung“, Leiter der Publikationsstelle Stuttgart-Hamburg. Zwei Amerikareisen. Schrieb u. a.: „Fremdsprachige Einwanderung in Frankreich vor dem Welt-

kriege“ (1935); „Fremdenniederlassungen — Streudeutschtum“ (1937); „Volksgruppenrecht in den Ver. Staaten“, Bd. I (1940) und II (1942); „Brüder vor den Toren des Reiches“ (1940, 4. A. 1942); zahlreiche Aufsätze über Volkstumsfragen, vor allem in Westeuropa und Übersee. Deutsches Auslands-Institut, Stuttgart.

Colin Roß, vgl. Z. f. G. S. 166. Königinstr. 22, München.

Erich Sander, 44j., studierte in Heidelberg u. Leipzig Geographie; seit 1921 Mitarbeiter bei: „Petermanns Geogr. Mitteilg.“, dem „Geograph. Anzeiger“, der „Literatur“. Arbeitsgebiet: Afrika (Landesk., Wirtschaftspolitik). Salinenweg 38, Schöningen-Braunschweig.

Johannes Wütschke, 60j., Studium der Geographie und Geschichte in Heidelberg, Berlin, Halle. Außer zahlreichen Schriften und Aufsätzen zur mitteldeutschen Landeskunde solche geographischen und geographischen Inhalts: Kampf um den Erdball. 2. Aufl. 1935. Oberstudiendirektor, zur Zeit Hauptmann d. R. z. V. Joachim-Ernst-Straße 17, Dessau.

Hauptschriftleitung: Wolfgang Schwarz, Berlin-Grünwald, Zikadenweg 10 (93 77 70).
Heidelberger Schriftleitung: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnweg 36 (37 42).

Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg-Berlin. — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5. — Alleinige Anzeigenannahme: Vogel, Brunner & Co., Anzeigenverwaltung, Berlin C 2, Droskowsstraße 2; Fernruf: Sa.-Nr. 51 22 87. Postcheckkonto: Berlin Nr. 216 660. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leopold Brunner, Falkensee bei Spandau. — Zur Zeit P.L. 4 gültig.

8. Deutsche Reichslotterie

480 000 Gewinne in fünf Klassen
Insgesamt über 100 Millionen RM
kommen zur Auslosung

Größte Gewinne im
günstigsten Falle (§ 2 III d. Pl.)
auf ein 3fach. Los 3 Millionen RM
auf ein Doppelloos 2 Millionen RM
o. ein ganzes Los 1 Million RM

im einzelnen:

3 Prim. zu 500 000 3 Gew. zu 500 000
3 Gew. zu 300 000 3 Gew. zu 200 000
18 Gew. zu 100 000 24 Gew. zu 50 000

Außerdem weitere hohe Treffer zu
40 000, 30 000, 25 000,
20 000, 10 000 u. a. m.

Lospreis in jeder Klasse

Achtel Viertel Halbe Ganze

3 RM 6 RM 12 RM 24 RM

Ziehung 1. Klasse: 16. u. 17. Okt.

Staatliche Lotterie-Einnahme

Lippold

Leipzig C1, Brühl 4
Postcheckkonto: 507 26 Leipzig

Lippold
SPÜLTISCHE



VIELSEITIGE
BAUFORMEN

z. Zt. an Private
nicht lieferbar

ERNST WAGNER APPARATEBAU-REUTLINGEN

Zur Zeit nicht lieferbar

Heft 8/1930 u. 1/1932

der ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK
kaufe ich zurück

Um eiliges Angebot bittet der

KURT VOWINCKEL VERLAG
HEIDELBERG, Wolfsbrunnenweg 36

die neue linie

bringt im September-Heft:

Nordafrikanische Aquarelle

Erzählerpreis für 1943

Bilder erzählen

Aus der Großen Deutschen Kunstausstellung 1942

Preis RM 1.—

Verlag Otto Beyer — Leipzig · Berlin

MEDOPHARM

sind treue Helfer
Ihrer Gesundheit!

Medopharm-Arzneimittel
sind nur in Apotheken
erhältlich. /

MEDOPHARM

Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m.b.H. München 8

Die Sprachlehrbücher der

METHODE GASPEY-OTTO-SAUER

sind glänzend bewährt
für Privat- und Selbst-
unterricht

Es sind erschienen:

Arabisch, Bulgarisch, Chinesisch,
Dänisch, Deutsch, Duala, Englisch,
Ewe, Französisch, Hausa, Italie-
nisch, Japanisch, Koreanisch, La-
teinisch, Litauisch, Marokkanisch,
Neugriechisch, Niederländisch, Nor-
wegisch, Polnisch, Portugiesisch,
Rumänisch, Russisch, Schwedisch,
Serbisch, Spanisch, Sanbell, Tsche-
chisch, Ungarisch.

Dazu erschienen Schlüssel und teil-
weise Lese- und Übungs- sowie Ge-
sprächsbücher.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Man ver-
lange ausführliche Kataloge, auch über die Aus-
gaben in fremden Sprachen.

**JULIUS GROOS, VERLAG
HEIDELBERG**

Nutzen Sie die Vorteile, die das

Postsparen

bietet. Überall in Großdeutschland können
Sie sparen, bei jedem Postamt! Sparen ist
kriegswichtig! Sparen hilft mit zum Sieg!



DEUTSCHE

REICHSPOST

